

Wilhelm Ludwig Wehrlin

Auswahl der Schriften



E d i t i o n 書 zeit / kritik /
re/SOURCE bild / schrift

E-Book Nr. 019

Quelle :

Wilhelm Ludwig Wehrlin.

Leben
und Auswahl seiner Schriften.

Zur
Culturgegeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von
Dr. Friedrich W. Ebeling,
Archivath.

Berlin.
Verlag von Hermann J. Köppen.
1869.

Inhaltsverzeichnis :

- * Ueber die Pöpstin Johanna, 6
 - * Zur Geschichte des Protestantismus in Frankreich, 8
 - * Die Mauth *in nuce*, 18
 - * Jesuitenspiegel, 20
 - * Voltaire, 24
 - * Ueber Voltaires Tod, 25
 - * Beisetzung der Asche Voltaires, 27
 - * Versuch über die Geschichte der Intoleranz, 30
 - * Ueber den Koran, 36
 - * Mysterien, 37
 - * Ueber die Moral, 39
 - * Ueber die uneigennützigte Liebe, 40
 - * Der Antichrist, 43
 - * Mein kleiner Katechismus, 44
 - * Ueber den Ursprung des Menschengeschlechts, 45
 - * Unsere Urahnern, 47
 - * Unsere Bestimmung, 49
 - * Ueber die Kunst zu leben, 50
 - * Formel zu einem politisch=chemischen Prozeß, 51
 - * Politische Kanzeln, 53
 - * Die Seuche zu Abdera. Apologie der Publicität, 54
 - * *A quelque chose le malheur est bon*, 56
 - * Die letzte Revolution, 57
 - * Ueber den Selbstmord, 58
 - * Ueber die Puscherei der Reiseschreiber, 58
 - * Jupiter und die Schafe, 59
 - * Das Banket der Fakirs, 60
 - * Das Land der Wahrheit, 61
 - * Hafiz=Rhanid, 63
 - * Das Krankenlager des Schmetterlings, 64
 - * Monolog einer Milbe im 7. Stockwerk eines Edamerkäses, 65
 - * Meditation, 67
 - * Er und Sie, 68
 - * Zur Geschichte der Reliquien, 69
-
- * So prellt man Mandarine. Eine Anekdote aus der Staatsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, 71
 - * Reise durch Ober=Deutschland : Augsburg, 75
 - * Adam Weishaupt über die Illuminaten – herausgegeben von Wilhelm Ludwig Wekhrlin, 82
-
- * ADB, 101 – 108.

Ueber die Päpstin Johanna.

Wäre die Anekdote von der Päpstin Johanna wahr, so würde sie der Kirche eher zur Ehre als zu etwas Anderem gereichen; auf jeden Fall wäre eine Päpstin kein merkwürdigeres Ungeheuer, als eine Czarin, eine Kaiserin und jede Königin. War diese Johanna ferner so klug, so gelehrt, so großmüthig, wie man erzählt, so würde sie mit vollem Recht neben den Elisabethen, Christinen und Katharinen stehen.

Allein sie ist durchaus falsch, was bereits neunhundert neun und neunzigmal gesagt worden; gleichwohl nehme ich mir die Freiheit, dies zum tausendstenmal zu thun.

Papst Johann VIII. verrieth beim vierten Concil zu Constantinopel, wo es sich um Verdammung der Ketzereien des Photius handelte, so viel Feigheit, daß ihn die Cardinäle ein Weib nannten. Diese Anekdote bemächtigte sich die gemeine Sage.

Zweihundert Jahre später fiel sie einem Bücherstoppler auf: Marianus Scotus. Ihre eigentliche Bedeutung hatte sich schon ganz verloren; dem Manne ging es blos das Weib darin durch den Kopf, das heißt, er hörte läuten und wußte nicht von welchem Thurme. Er fügte also mit schüchternem Griffel einem Exemplare der Chronik des Anastasius die Bemerkung bei: „Anno 853 folgte Leo IV. ein Weib, Johanna, zwei Jahre und fünf Monate und vier Tage hindurch.“

Diese unglückliche Bemerkung genügte alle Klätscher aufzujagen. Mit Heißhunger fielen sie darüber her, und innerhalb eines Jahrhunderts war sie so schön erweitert, verbrämt und verfielfältigt, daß sie zum Thema historischer und theologischer Klopffechtereien taugte.

Nun stieg der Credit der Anekdote bei jedem Schritte mit welchem die Erbitterung der Religionen, das ist, die Barbarei einriß; er wuchs so, daß ein gewisser Martin Polanus, der 1279 lebte, in die Welt hineinschreiben durfte:

„Johann VIII., den man den Engländer nennt, regierte im Jahre 853. Was sein Amt betrifft, so war er allerdings Papst; aber was sein Geschlecht betrifft, so war er ein Weib, und zwar eine Deutsche, namens Gilberte, gebürtig aus Mainz.

Ihrem Liebhaber, einem Mönche der Abtei Fulda, zu gefallen nahm sie Mannskleider an und zog mit ihm nach Athen. Hier studierte sie unter seiner Leitung. Die Meisterlichkeit, welche sie in den Wissenschaften erreichte, bewog sie dann die Verkleidung beizubehalten und nach Rom zu gehen. Hier brachte sie es noch weiter. Sie disputirte öffentlich mit immer siegreichen

Erfolge. Ihr Scharfsinn, ihre Gelehrsamkeit und bescheidenes Betragen machten ihr bald alle Welt geneigt. Genug, sie erwarb sich solchen Ruhm, daß sie nach Leo's Tode zum Papst erwählt wurde.

Johanna übte alle Functionen ihres heiligen Amtes aus: sie bestätigte Orden, weihte Bischöfe und Diakone, salbte Priester und Altäre, spendete Sakramente, ließ sich die Füße küssen und ertheilte den dreifachen Segen.

Inmittelst errieth ein Cardinal ihr Geschlecht: er verliebte sich in sie – und was geschah nun? Einst hielt der Papst eine Prozeßion, während derselben überfällt ihn Unwohlsein, er beginnt zu kreisen, und setzt einen jungen St. Peter in die Welt. Dies Spectakle erfolgte in Gegenwart des ganzen römischen Volkes auf offener Straße. Natürlich wurde das Weib auf der Stelle seiner päpstlichen Würde beraubt, und als sie an den Folgen der Entbindung starb, ohne alle Form in einem vergessenen Winkel beerdigt.

Damit aber die Kirche nicht wieder in ein solches Aergerniß gerathe, beschlossen die Cardinäle, daß in Zukunft ein Diakon mit Hilfe eines durchbrochenen Stuhls das Geschlecht des neuerwählten Papstes zu prüfen habe. Daher rührt der Brauch bei der Krönung desselben auszurufen: „Er hat Einen! Er hat Einen!“

Eine derartige Anekdote war zu piquant um nicht zu interessiren. Alle Welt jauchzte ihr Beifall zu. Die Gegner des Papstthums griffen mit beiden Händen dar nach. Lange Zeit blieb sie das Pamphlet des Publicums.

Zum Glück erschien ein Weltweiser auf dem Kirchenthron. Nach so viel Roués, die ihm vorangingen, war er gleichsam ein Geschenk der Vorsehung. Er ist's, der die Geschichte von der Päpstin zuerst angriff. Aeneas Sylvius wagte es, an der Lauterkeit der Anekdote zu zweifeln: er brach der Kritik hierüber die Bahn.

Nun klärte sich die Sache nach und nach auf. Nach einem langwierigsten und schärfsten Gefechte, worin die berühmtesten Klopffechter einiger Jahrhunderte auftraten, zog sich die Partei Johanna's zurück, ihren Gegnern den Sieg einräumend. Und das war äußerst klug. Denn dieser Krieg nahm die Beschaffenheit der meisten Fehden an: nachdem Ströme des gelehrten Blutes vergossen, Welt und Kirche in Flamme gesetzt waren, und es nun zum Frieden kam, da sah man ein, daß man um eine Seifenblase gestritten hatte.

In der That, der ganze Rumor entstand aus dem Irrthume einer gelehrten Motte. Blondel fand den Codex des Marianus unter den Büchern des Königs von Frankreich auf. Durch den Reiz der Neuheit verblendet blies er Lärm. Man folgte der Regel vieler Kriege, indem man an nichts weniger dachte als den Gegenstand vorher genau zu betrachten. Nach geschlossenem Waffenstillstande erst hielt man das Buch an's Licht, und nun stellte sich bei kälterem Blute heraus, daß jene Stelle apokryph war. Sie befand sich nicht im

Texte selbst, eine, wie Schriftkenner fanden, Jahrhunderte jüngere Hand hatte sie an den Rand angefleckt.

Jetzt schämte man sich der Sotisse. Die heißblütigsten Champions der Johanna, ein Blondel, ein Cooke, ein Dekcher u.a. traten hurtig zurück und widerriefen ihre Meinungen. Und die Geschichte vom weiblichen Papste blieb eine Fabel von dort bis an den heutigen Tag.

Sollte sie mehr zu sein verdienen? Wie! um das Geschlecht des Papstes zu bestätigen, wäre ein Gesetz nöthig gewesen, wonach ein Diakon Hebammen dienst verrichten müsse? Waren etwa die Freudenmädchen und die Bastarde, welche nach damaliger Stitte die Cardinäle umringten, nicht Zeugen genug?

Was ich bewundere, ist nicht das, daß man sich um die Wahrheit eines historischen Falles kampfete, sondern daß man sich gegen die Annahme einer Päpstin stemmte. Warum soll denn der Kirchenstaat nicht so gut auf die Spindel fallen können als die Monarchien von Rußland, Oesterreich, Schweden oder Portugal? Warum sollte denn der heilig Geist das schöne Geschlecht von seiner Sendung ausschließen. Kaum läßt sich das ohne Blasphemie denken.

Johanna macht in jeder Hinsicht noch eine erträglichere Figur in der Kirchengeschichte, als ein Paul II., ein Alexander VI. und so viele andere Giftmischer, Sodomiten und Simoniaken, welche uns der heilige Geist zu beschern die Gewogenheit hatte.



Zur Geschichte des Protestantismus in Frankreich

Aus Orininalurkunden.

Lange Zeit schon empfand man die Nachtheile der fanatischen Politik Ludwig XIV. Aufgeklärte Köpfe beseufzten in der Stille die Widerrufung des Edicts von Nantes. Endlich erwachte die Stimme der öffentlichen Vernunft und der Nation. Der Patriarch des Tolerantismus gab das Zeichen, und nun brach er in den Schriften der Mirabeau, der Helvez, Jesan Jacques, der Marmontel und Mercier hell hervor. Duldung war das Feldgeschrei der Enzyklopädisten, der Economisten und aller Koryphäen der Tagesphilosophie.

Aber was half es! Die Wünsche der Philosophen und der Nation zu verwirklichen war der politische Arm nothwendig und keine Regierung dazu

weniger geeignet als die des fünfzehnten Ludwig. Auf der einen Seite bedurfte der Hof fortwährend den Geldbeutel des Clerus, auf der andern war das Parlament in beständiger Collision mit dem Ministerium, das heißt mit dem Despotismus, also in Ohnmacht.

Ludwig XVI. erschien, seine Regierung besserte jedoch die Aussichten nicht. Man hatte es mit einem jungen Herrscher zu thun, der das edelste und wohlwollendste Herz besaß und der Aufklärung nicht unzugänglich zu sein schien, der aber unter einer bigoten und kleingeistigen Erziehung aufgewachsen war, dessen natürlicher Charakter Furchtsamkeit zu sein, und dem jene Energie völlig zu fehlen schien, welche zu großen Schlägen erforderlich ist.

Jetzt trat der Schutzengel der Nation herbei und that ein Wunder. Er umstellte des jungen Königs Thron mit einigen Geistern ersten Ranges und wahrer Tugendhaftigkeit. Maurepas, St. Germain, Turgot, Malesherbes und Recker bildeten eine Kranz philosophischer und patriotisch großer Minister, wie ihn die Geschichte von Jahrhunderten nicht aufweist. Diese Männer schienen von der Vorsehung berufen zu sein das durch den religiösen Idiotismus seiner Erzieher umnebelte Gemüth des Königs zu lichten und seine Vernunft in ihre Rechte einzusetzen.

Bereits zwanzig zuvor hatten die Protestanten die Bahn eröffnet, indem sie den Fiscal der Provinz, wo sie am zahlreichsten wohnten, den Herrn von Monclar, Generalprocurator zu Aix, einen thätigen und einsichtsvollen Mann, bewogen, sich ihrer von amtwegen anzunehmen. Monclar setzte eine Schutzschrift für sie auf („Mémoire théologique et politique sur les mariages des Protestants“), voll Wärme, voll Gründlichkeit, voll Freimüthigkeit, die aber den Fehler der Weitläufigkeit trug.

Ein unverzeihlicher Fehler für eine Volkslectüre, vornehmlich in Frankreich! Auch zog er die Folge nach sich, daß die Schrift ungelesen blieb, ungeachtet sie in eine Zeit fiel, wo Voltaire den Justizmord des Johann Calas zu Toulouse vor den Richterstuhl von ganz Europa brachte.

Inzwischen brach der Krieg von 1756 aus. Einige schüchterne Köpfe gestatteten sich die Bemerkung, daß drei Millionen mißvergnügter Unterthanen zur Zeit einer öffentlichen Verlegenheit sehr gefährlich werden könnten, wenn sie sich empören sollten, und daß die Regierung nicht genug eilen könne die Protestanten zu naturalisieren.

Das Ministerium theilte jene Befürchtungen nicht, empfand aber dennoch Gründe diese Idee zu begünstigen. Unter Verhältnissen, wo dem Staat Bevölkerung, Vermehrung der öffentlichen Aufgaben, Hilfsquellen aller Art mehr denn je nötig waren, schien es ein Cabinetsstreich zu sein Einwohner in's Land zu ziehen, seinem Gegner deren zu entführen und den Nationalreichtum zu erhöhen. Hiezu erweckte die Wiederherstellung des Protestantismus, welche alle in England, Holland und Deutschland aufhältliche Refuge's in Bewegung setzen mußte, allerdings Hoffnung.

Man gab also den Protestanten unter die Hand, einen zweiten Schritt zu thun, und zwar diesmal unmittelbar an den König. Dazu disponirte der Herzog von Choiseul einen berühmten Advokaten Frankreichs, Herrn Legouvé. Um jedoch dem Hofe keine zu starken Bedenklichkeiten einzuflößen, sollte man einstweilen bloß um die Ehebewilligung anhalten, und alsdann erwarten, daß sich alles Uebrige von selbst finden würde. Denn obwohl die Reformirten, das will sagen der sechste Theil der Gessmtbevölkerung Frankreichs, alle Bürgerpflichten zu erfüllen hatten, galten ihre Ehen nicht als legal geschlossen, ihre Kinder nicht als eheliche Kinder, und waren mithin vom Erbrecht ausgeschlossen. Ein calvinistischer Geistlicher verwirkte nach den Landesgesetzen das Leben, wenn er eine Copulation verrichtete, und den protestantischen Brautleuten blieb daher nichts weiter übrig als sich entweder außer Landes trauen zu lassen oder einen falschen Beichtschein von einem katholischen Geistlichen zu erkaufen. Niemand war ohne Vorweisung eines Beichtscheins ehelich verbunden, aber mit einem solchen durften Hund und Katzen zusammen heiraten.

Wenn ein Choifeul etwas einfädelt, war es gewiß der Seide werth. Allein die Protestanten glaubten oder erkannten dies nicht. Sie verdarben seinen Plan, indem sie sich weigerten darauf einzugehen. Ein Anbringen, das sich auf die Ehebewilligung beschränke, erschien ihnen unzulänglich, ja sogar verfänglich. Als Lebouvée einen Ausschuß von sechzig der angesehensten Glieder ihrer Kirche zusammenberief, um die Eingabe an den König zu beraten und zu unterzeichnen, erklärte derselbe, daß man entweder Alles oder Nichts wolle. „Vollkommenes Leiden oder vollkommenes Recht!“ rief der Arzt Tronchin, einer der vornehmsten Sporecher.

Choiseul ließ sich damit noch nicht aus dem Felde schlagen. Er hatte zwar die einflußreichsten und schlauesten Prälaten auf seiner Seite, die Erzbischöfe von Narbonne und Toulouse. Ersterer hegte keinen andern Fanatismus als den sich bei Hofe beliebt zu machen und an's Bret zu bringen, kannte kein andres Gesetz als die Gnade seines königlichen Herrn und keinen andern Gott als Ludwig XV. Der zweite, in seinen Grundsätzen fester, trug vom Pfaffen nichts als den Rock, und brannte vor Begierde sich durch einen patriotischen Heldenzug auszuzeichnen. Uebrigens war er das Factum des geistlichen Parlaments.

Tausend Umstände boten alle Aussichten, daß Choiseul's Plan gelingen würde.

Allein die Protestanten begingen eminente, ganz unheilbar Thorheiten. Statt, wie ihnen das Ministerium vorschlug, offenen Visirs und mit männlicher Mäßigung vorzugehen, wählte man ein Libell („Dialogues entre évêque un euré sur les mariages des protestants“). Dies Ding sollte die Geister vorbereiten, sie stimmen, und zu dem Ende colportirte man es heimlich. Weit gefehlt indeß, daß es seinen Zweck erreichte, versalzte es im Gegentheil die Brühe. Denn die katholische Geistlichkeit wurde darin mit ein Muthwillen behan-

delt, der sie schlechterdings empören mußte, wäre sie auch nur halb so empfindlich gewesen, als sie von Natur zu sein pflegt.

Die Flugschrift zerfällt in zwei Dialoge. Im ersten legt ein Pfarrer, von Humanität und selbst Religionseifer durchdrungen, seinem Bischofe einen Antrag zu Gunsten der Protestanten mit der Zumuthung vor, ihn vor eine Versammlung des Clerus zu bringen. Diese weigert sich dessen, weil er eben im Begriff stehe einen Gegenantrag zu machen, obschon er bekennen müsse, daß er sich über die nicht wenigen Protestanten seines Sprengels keineswegs beklagen könne. Da indeß weder mit Bitten noch Drohen noch Streiten bei diesem verstockten Haufen etwas auszurichten sei, bliebe nichts übrig als die Hand von ihnen abzuziehen. Das Aeüßerste, was man für sie thun könne, wäre, sie ungekränkt ihrem Schicksale zu überlassen. Dieser Meinung schließt sich der milde Pfarrer nicht an. Er behauptet, die Widerhaarigkeit dieser Leute gründe sich weniger auf ihr Glaubenssystem, von dessen Hin-fälligkeit und Nichtigkeit sie selber nur allzu sehr überzeugt wären, als auf gerechten Abscheu gegen ein Priesterthum, daß die Feuerbrände der Verfolgung wider sie schüre. Es liege demnach der Geistlichkeit ob, diesen Vorwurf zu beseitigen, indem sie sich selber dafür verwende, daß den Protestanten alle bürgerliche Rechte eingeräumt würden. Nun musterte er die Gründe, welche Religion und Kirche entgegengesetzten möchten, und beweist, daß der angerathene Schritt weder die eine noch die andere beeinträchtige. Hierauf erhebt der Bischof alle vom Fanatismus nur irgend ersinnbare Einwände, die aber der Pfarrer so zerstäubt, daß der Bischof verstummen muß. Im zweiten Dialoge theilt der letztere, der gerade aus der Versammlung des hohen Clerus kommt, dem anderen mit, daß man sich seinem Ansinnen widersetze, weil es 1) die bischöflichen Rechte untergraben würde; weil es 2) zum allgemeinen Aergerniß gereichen wüsse, wenn diejenigen, auf welche der Bestand des Staats gestützt wäre, einer demselben höchst gefährlichen und bereits allzuzahlreichen Secte eine legale Consistenz verschaffen wollten; „die Jesuiten,“ spricht er, „sind so eben abgeschafft, und wir sollten Ketzer dafür einsetzen?“ 3) weil es dem Unglauben Thür und Thor öffne und die wahre Heerde der schlimmsten Versuchung aussetze; 4) weil bei der Menge der Protestanten zu befürchten sei, sie könnten bald die Oberhand gewinnen und aus Geduldeten Unterdrückte werden. Hierauf versetzt der Pfarrer: der erste Einwand sei nichtig, denn es handele sich nicht um den Gottesdienst, sondern um bürgerliche Rechte; der Vergleich mit den Jesuiten sei ein schiefer, denn diese wäre als Aufrührer, Königsmörder, Giftmischer, Betrüger u. dgl. weder zu theologischen noch bürgerlichen Rechten fähig. Noch unbedeutender sei das dritte Bedenken, denn die Ketzerei der Calvinisten sei ungefährlich, nehme täglich in sich selbst ab; fern davon dogmatisirend zu sein, stelle diese Secte die politische Tugend über die religiöse; es wäre zu wetten, daß wenn man ihren Glauben frei gebe, in zwei Jahrhunderten kein Calvinist mehr auf der ganzen Erde existire; bei den jetzigen Fortschritten der Philosophie könne sich neben dem Katholicismus kein einziges Glaubensbekenntniß erhalten. Mit einem Worte: die Calvinisten scheuten mehr die Hierarchie als das Dogma, mehr die Pfaffen als den Glauben. Er endigte seine Argumente mit dem Hinweis, politische wie menschliche Gerechtigkeit

erheischten die Einräumung eines gesetzmäßigen Daseins für die Protestanten, Zulassung derselben zum Genuß aller bürgerlichen Rechte.

Doch noch mehr. Sobald das Gerücht von der bevorstehenden Unterhandlung in die Provinz drang, übernehmen sich die Protestanten aller Orten. Freudetrunken jubelten sie wie Sklaven beim Rufe der Freiheit laut auf, und es entstand eine Gärung unter ihnen, welche alle rechtgläubigen Frömmel und Schwachköpfe in Angst setzte.

Natürlich benutzten die Feinde der guten Sache den Umstand, dem Hofe und dem Clerus Argwohn einzuflößen. Nun sieht man, riefen sie, welche Folgen daraus erwachsen müssen, wie wenig sich diese Leute in den Schranken zu halten vermögen.

Der verfrühte Jubel wurde den Protestanten zum Verbrechen gemacht, und sofort standen einige theologische Klopffechter auf, unter anderm der eben so gelehrte als glaubensmüthige Abbé Thierry, um im rechten Augenblicke der schwankenden Wage in der Versammlung der französischen Prälaten den erwünschten Druck zu geben. Sie verstanden es die Kirchenväter bei ihren schwächsten Stellen zu erfassen, und einstimmig lehnten sie jede Handleistung in der Angelegenheit der Protestanten ab. Ja, einer der erbittertesten Gegener, der Erzbischof von Vienne, verfasste eine zornsprühende Diatribe, worin er sein Amtsbrüder zu gemeinsamen Vorgehen aufforderte; den weit entfernt, daß die Zeitumstände Mäßigung anriethen, heischten Religion und Politik im Gegentheile das Ich der Protestanten zu erschweren, sie jedweder bürgerlichen Existenz zu berauben, ihnen ihre Kinder zu entreißen, ihre Testamente zu vernichten, alle gegen sie ergangenen Edicte wüthen zu lassen, und überhaupt Alles zur Vertilgung dieser meuterischen Race aufzubieten.

Kaum vermochten es ihre Gönner, daß diese Schrift nicht in das Zimmer des Königs gelange und Kraft eines Actenstücks erhalten.

Die Sache des Protestantismus schien völlig verloren zu sein. Einige Schnitte bei dem allvermögenden Maurepas fanden kein anderes Resultat als: „man müsse sich lediglich auf des Königs Weisheit verlassen.“

Inzwischen führte das Schicksal einen neues Krieg herbei (1778). Der Krieg schien den Protestanten in Frankreich immer gewogen zu sein. Zum zweitenmal interessirte man sich für sie im Staatsrath.

Diesmal war es ein Quäker, denen sie ihr Heil zu danken haben sollten. Franklin löste den Herzog von Choiseul in der Anwaltschaft für sie ab. Er insinuirte dem Ministerium, bei obwaltenden Umständen, wo Amerika, verbunden mit Frankreich, seine Unabhängigkeit durchzusetzen suche, könne dieser neue Staat leicht ein Asyl für unterdrückte Religionen werden und eine Auswanderung veranlassen, welche, indem sie die zum Nachdruck der Operationen nöthigen Bevölkerungs- und Geldkräfte schwächte, beiden vereinigten Staaten verdrüßlich werden dürfte.

Diese Ansicht unterstützte Recker, ein geborner Unterstützer des Protestantismus, mit aller Energie des Staatsmannes und Menschenfreundes. Er machte dem Hof begreiflich, daß durch fortgesetzte Unterjochung der Hugenotten das Reich seine Entvölkerungsquelle selber grabe. Er lenkte den Blick des Staatsraths auf die Geldmasse, welche die Protestanten im Umlauf erhielten, und auf die von ihnen betriebenen Manufakturen und Handelsgeschäfte, auf die Intriguen des britischen Parlaments, sie zur Flucht zu bewegen und ihnen, auf diese oder jene Kosten, Besitzstände anzuweisen: Hindeutungen, die allzu einleuchtend und allzu prägnant waren, um sich ihnen zu verschließen.

Das Cabinet setzte das Parlament in Bewegung.. Zwei Rätthe, Herr von Epremesnis und Dionys Dusejour, der eine ein eben so beliebter Mann als hinreißender Redner, der andere ein kühler aber scharfsinniger Kopf, beide ehrgeizige Patrioten, wurden unter der Hand gestimmt, die Motion von der Nothwendigkeit der Wiederherstellung der Protestanten vor den öffentlichen Nationalsenat zu bringen. Nebenbei ermangelten die Betreffenden nicht, eine ihrer gewöhnlichen Raketen steigen zu lassen. In zwei Flugschriften („Dialogue sur l'état civil des Protestants en France“ und „Reflexions d'un citoyen catholique sur les lois des France relatives aux Protestants“), welche heimlich circulirten, suchten sie das Publikum für sich zu erwärmen und seine Stimme zu gewinnen.

Beide, dermalen sehr selten, sind Meisterstücke in ihrer Art. Die erstere vornehmlich verdient einen gewissen Auszug. Die darin Redenden sind ein katholischer Pfarrer, ein Parlamentspräsident und ein Mitglied des Conseils. Der Pfarrer nimmt Partei für die Protestanten, der Präsident widerspricht ihm, der Staatsrath vergleicht beider Meinungen und entscheidet. Diese feine Anlage ist eben so trefflich durchgeföhrt. Der Pfarrer behauptet, die Duldung der Protestanten beeinträchtigt nicht nur weder Staat noch Kirche, erwerbe dem ersteren viel mehr Ruhm und materillen Nutzen. Dies vermeintliche Paradoxon empört den Präsidenten. Jeden Franzosen, sagt er, der sein Vaterland liebe und dessen Geschichte kenne, müsse eine so absonderliche Ansicht mit Abscheu erfüllen. Eine ketzerische Secte vertheidigen sei im Munde eines Bürgers Ignoranz, im Munde eines Priesters Blasphemie. Die Sicherheit des Staates könne mit ihr nimmer bestehen. Diese Maximen legt dann der Staatsrath auf den Probirstein der gesunden Vernunft, und vereinigt sie durch eine simple Unterscheidung. Es handele sich nicht mehr um die Protestanten des 15. und 16. Jahrhunderts, sondern um die heutigen. Was einst ein Staatsgebrechen sein könnte, dürfte sich gegenwärtig als heilsame Veranstaltung erweisen. Zu den vorzüglichsten Stellen der Broschüre gehört folgende: „Lange ward Frankreich von dem wahnwitzigen Grundsatz, über die Gewissen herrschen zu wollen, tyrannisirt. Die reinste aller Religionen, deren Symbol Duldung und Frieden ist, besudelte sich durch Blutgerichte. Das schönste aller Länder sah man von Galgen, Rad und Scheiterhaufen übersät. Welcher Franzose vermag ohne Abscheu einen Blick auf jenes ununterbrochene Gemetzel, von dem Aufruhre zu Amboise an bis zur Belagerung von Rochelle, werfen, auf jene blutriefenden Jahrhun-

derte vom ersten Massacre bei Merindol an bis auf jene in den Sevensen; auf jene empörenden Henkergrausamkeiten von der Hinrichtung Anne du Bourg's an bis auf die des Predigers Chamier; auf jene Menge Meuchelmorde, welche, während eines kurzen Waffenstillstandes, die Regierung nöthigten über viertausend Pardonscheine auszufertigen! In einem Zeitraum von nicht mehr als zwanzig Jahren verlor Frankreich zwei Könige durch den Dolch des Fanatismus! Heinrich der Große ward das Opfer desselben mitten unter den Anstrengungen, sein Volk auf den Gipfel des Glücks zu heben. Keine Stadt giebt es in Frankreich, welche nicht die Brandmale ihrer Intoleranz aufzeigen könnte, keine Straße dahin, die nicht von Bürgerblut überrieselte, kein Haus, das nicht einen Märtyrer in seinem Stammbaum hätte. Freilich haben wir solche Scenen nimmer zu befürchten, Dank der Erleuchtung unseres Zeitalters! Die Schandthaten, womit der Jesuitismus des schwachen Ludwig XIV. bezeichnete, werden sich nimmer erneuern. Noch aber schmachten die Protestanten unter dem Drucke der Unduldsamkeit; immer noch werden die Erben der Hugenotten von denselben grausamen Gesetzen verfolgt, welche die Mordbrände einem Monarchen einflüsterten, der besserer Rathgeber würdig schien. Wie lange soll es dauern? Werden wir uns noch gegen das Beispiel sträuben, das eine ihrer Frömmigkeit und ihres Religionseifers halber berühmte Regentin (Maria Theresia) uns giebt? Werden wir unsre Obrigkeiten selber über die Pflicht, grausame und sinnlose Gesetze durchzuführen zu müssen, ewig seufzen lassen? Werden wir der Stimme der Patrioten wie Diejenigen, welche ihre Brüder in ihre Mitte und zum Genuß natürlicher und bürgerlicher Rechte zurückbegehren, nie Gehör gewähren? Soll die Hefe des Jesuitismus mehr vermögen als die Nation? Sollen ehrenwerthe Bürger unter der Regierung Ludwig XVI. weder Väter noch Ehemänner sein können, weil der Jesuit Lainez bei dem unter Karl IX. zu Poissy stattgefundenem Colloquium behauptet hat, die Ketzer seien Wölfe und Füchse? Mit einem Worte, soll die Wunde, welche die Jesuiten der Nation schlugen, sich nach ihrem Falle verewigen?“ Nun tritt der Autor, oder vielmehr der Pfarrer, den er reden läßt, näher an seinen Stoff. Die Verordnung Ludwig XV. vom 14. Mai 1724, die Religion betreffend (so ist sie rubricirt), hat man zum Ausgangspunkte in diesem Zweige der französischen Rechtspflege genommen. Diese Verordnung aber, heißt es weiter, ist nichts als die aufgewärmte Sammlung und Zusammenstellung aller seit Ludwig XIV. gegen die Protestanten erlassenen Gesetze, und das ganze System dieser odiosen Gesetzgebung fällt mithin auf die beiden Jesuiten La Chaise und Le Tellier. Zuerst verbietet sie alle Versammlungen der Reformirten bei lebenslänglicher Galeerenstrafe für die Männer, bei lebenslänglichem Zuchthause für die Frauen, für Diejenigen aber, welche bewaffnet dabei betroffen würden, bei Todesstrafe durch den Strang. Hier bemerkt der Präsident, daß die Regierung zu diesen violetten Mitteln durch die Vorsicht genöthigt worden sei, Aufrührern, welche von dem Gelde und den Flotten der Engländer und Holländer unterstützt gefährlich werden konnten, den Muth zu benehmen, Der Pfarrer hindeß versetzt, daß diese Umstände 1724 nicht mehr vorhanden waren, und es mithin unverantwortlich gewesen sei, einen solchen Paragraphen in die neue Verordnung hinüberzunehmen, friedliche Bürger nach einer sechszigjährigen Probe des Gehorsams und der Unterthanentreue noch legaliter für dieselben anzusehen, die ihre Voreltern waren, unverant-

wortliche Grausamkeit, einen Adel, der sein Blut für's Vaterland täglich verspritzte, Bürger, die ihm ihr Geld und ihren Gewerbefleiß darbrächten, um eines Phantoms willen zu verfolgen. Zum zweiten verdammt jene Verordnung alle protestantische Geistlichen zum Tode. Diejenigen aber, die ihnen zur Flucht behilflich sind oder Aufenthalt gewähren, zur Schanzarbeit. Unmöglich, sagt der Pfarrer, kann irgend ein verständiger Katholik jenen fremden Priester als Verbrecher betrachten, der seiner Gemeinde die Lehren ihrer Secte vorträgt. Allein man soll ihm Waid und Wasser aufkünden, man soll die Thüren vor ihm verschließen. Laßt uns in den Familien unsers alten biederben Adels, jener Paladine umfragen, denen die Rechte der Gastfreundschaft und des angerufenen Beistandes hochheilig waren, ob einer ihrer Ahnherren ein solches Gesetz respectirt haben würde; lasst uns sie fragen, ob einer von ihnen sein ritterliches Blut so sehr zu verleugnen wüßte, um einen Menschen, der unter seinem Dache Zuflucht suchen sollte, der Behörde auszuliefern! Welch' ruchlose Wuth, einen Menschen, der sich mit Lebensgefahr bemüht, seine Brüder zu unterrichten, auf das Schafott zu schleppen! Ein Krebs in der Gesetzgebung, gefräßiger als irgendeiner, ist's, Diejenigen mit Infamie zu belegen, welche sich die öffentliche Achtung erwerben. Ein Anhang zu diesem Paragraphen befiehlt, daß ein sterbender Protestant, der sich öffentlich zu seinem Glauben bekennt und darauf sterben will, demselben Gesetz unterworfen werde. Stirbt er, so soll ihm der Prozeß nach seinem Tode gemacht werden; gesundet er, soll er lebenslänglich auf die Galeere. Weiter, man muß bekennen, kann sich wol der Unsinn nicht versteigen. Denn was versteht man unter dem Prozesse nach den Tode anders als Einziehung seines Nachlasses und Verweigerung christlichen Begräbnisses? Unverschuldete, vielleicht noch ungeborne Kinder sollen also für den Irrthum ihres Erzeugers büßen? Und was die Entehrung des Leichnams betrifft, so ist sie noch alberner als grausam, denn jede legale Infamie erhält ihr Wirkung erst durch die Zustimmung des Volks. Drei fernere Paragraphen auferlegen den Protestanten, ihre Kinder in katholische Schulanstalten zu schicken. Das Gesetz will sie also der natürlichen Pflicht berauben, die Kinder zu erziehen! Was folgt daraus? Die unglücklichen Väter scheuen die Unwissenheit und Bigoterie der Erzieher. Sie haben Beispiele, daß die Herzen der Kinder verderbt, ja gegen ihre Eltern empört wurden, das eins der ersten Gesetze der Natur und christlichen Moral: Ehret Eure Eltern! in ihnen ausgelöscht worden. Sie kennen Fälle, wo eine unschuldige Tochter als Opfer eines hochmüthigen Priaps fiel, und andere, wo tugendhafte Mädchen, die sich dem Laster widersetzten, heimlich aufgehoben und in ein Kloster gesteckt wurden. Kurz, sie sehen Verbrechen aller Art unter der Larve der Heuchelei und des Fanatismus herrschen. Sie ergreifen lieber das einzige Mittel, das ihnen übrig geblieben: sie entfernen ihre Kinder, ein Mittel, das dem Staate wie der Kirche gleich nachtheilig ist, indem es ihnen ein Glied entzieht. Die Ehen der Protestanten berührt der achte Paragraph. Nach solchen sind sie civiliter null. Protestanten können nicht anders als giltig getraut werden, als vor einem katholischen Altar. Sie haben also blos die Wahl zwischen zwei Dingen, entweder nach ihrem Begriffe ein Sacrilegium zu begehen, oder außereheliche Kinder zu erzeugen, den Sprossen einer in deserto entstandenen Ehe gelten als Bastarde und sind mithin der Kindschaft unfähig, das heißt erblos. Ausgeschlossen von allen bürgerlichen und Staatsämtern sind die

Protestanten laut § 12, ja sogar vom Betriebe einer Anzahl Künste und Handwerke. Protestantische Offiziere dürfen nie einen Orden tragen. Studierende dieses Glaubens können weder einen Grad in einer Facultät erwerben, noch Wundärzte, Apotheker oder Geburtshelfer werden. Man darf weder Buchdrucker noch Buchhändler in Frankreich sein, ohne das Oremus zu kennen. Alle erdenklichen Notare, Advocaten, Procuratoren, das ganze unermessliche Heer der Schreiber muß zur Messe gehen, wenn es die Feder ungestraft in französische Tinte tauchen will. Mit einem Wort, jedes Privilegium, jeder öffentliche Genuß, Alles, was Geld oder Ehre bringt, ist den Söhnen Calvin's versagt. – Je mehr die Religion verfolgt wird, desto mehr muß sie abnehmen. Ketzerei aber und Unreligiösn leiden dabei nichts, sie ziehne sich nur immer mehr ins's Verborgene zurück. Dort, wo die Inquisition thront, existiren die meisten Gottesleugner und Sodomiten. Ueberall, wo keine Freiheit des Cultus ist, nimmt der Deismus überhand: im Lande der Duldung giebt's blos Christen. Wollt ihr durchaus bekehren, so verbessert eure Lehrsätze, ändert das Leben der Priester, theilt Almosen gleichmäßig aus, unterrichtet ohne Zwang und Bitterkeit, einzig durch Ueberzeugung und Beispiel. So wird sich die Bekehrung von selbst ergeben, ja sie wird reißende Fortschritte machen. Andererseits, was wagt der Staat bei der Anerkennung der Protestanten? Sie sind nicht mehr die Protestanten bei Jarnac und Montcontour, ebensowenig wie wir noch die Franzosen der Bartholomäusnacht und der Ligue sind. Friedliche, emsige, aufgeklärte Bürger, die ein halbhundertjähriges Zeugnis ihrer Tugend und ihres Gehorsams besitzen, das sind die Protestanten. Räumt die Guillaume-Rose, die Cardinäle von Lothringen, die von Tournon, die Montgaillards, die Bourgoins und Guignards aus dem Wege, so werdet ihr auch keine Golignys und keine Cavaliers mehr haben. Gesetzt indessen, die Protestanten des achtzehnten Jahrhunderts könnten jemals in den Geist ihrer Ahnherren zurückverfallen, so würde das dennoch, bei der veränderten Polizei des Staats, bei der von innen und außen verstärkten Sicherheit und Festigkeit des Throns, immer höchst ungefährlich sein. Zuletzt führt der Anwalt der Hugenotten noch einen evidenten Beweis ihrer Vaterlandsliebe an, nämlich die Beharrlichkeit, womit sie seit Jahrhunderten auch in der Fremde an ihrer Muttersprache festgehalten hätten.

Wie kam es nur, daß die vom Cabinet eingesetzte Feder versagte?

Der Zunftgeist ist eben so störrisch, so intolerant als der Clerus. Man kann billigdenkend und aufgeklärt sein, wenn man selbständig ist; sobald man aber inmitten einer Körperschaft zu Rathe sitzt, hört das Selbstgefühl auf, man ist an ein Symbol gebunden. So wie sich die Menschen in Zünfte begeben, verengt sich ihr Geist, sagt Montesquieu, der es wissen mußte. Dies Symbol will, daß ein Mann, der von der Begründung einer Sache für sich überzeugt ist, gegen dieselbe stimmen muß, weil er weiß, daß es Herkommens ist. Vermöge dieses Herkommens wird der schönst Entwurf rückgängig, denn die Verbindung erfordert, jede abweichende Wahrheit zu bestreiten oder mit Schweigen zu übergehen, jede Wahrheit, welche dem collegialischen Interesse entgegen steht, das heißt dem Schlendrian.

Jenes Ungeheuer, der esprit de corps, tyrannisierte vornehmlich die französische Magistratur. Er war's, der jede Neuerung haßte, jede Verbesserung scheel betrachtete. Ohne Ueberlegung, ohne Gnade verwarf er Alles, was wahr, auszeichnend, ungewöhnlich. In ihm fanden Herkommen und Mißbräuche einen gebornen Vertheidiger.

Sobald daher die Angelegenheit der Protestanten im Parlamente zum Vortrag kam, erwachte die Chikane, das Steckenpferd der Schlendriansknechte. Sie erklärte durch ihr Organ, den Generaladvokaten: nachdem das Parlament noch nie über lediglich geistige Fragen von der Regierung zu Rathe gezogen worden und es wider dessen Observanz laufe, sich mit dergleichen Vorwürfen zu befassen, wäre es jetzt gerade, wo der Gerichtshof ohnehin mit der Krone über den Umfang seiner Jurisdiction überworfen sei, mithin Alles vermieden werden müsse, das Parlament zu compromittiren, um so unthunlicher sich mit in die beregte Sache zu mischen.

Dieser Merkschuß reichte hin die geistlichen Rätthe des Parlaments zu ermuthigen. Es wäre doch auch gar zu grausam, fügten diese hinzu, dem französischen Clerus, dessen Verdienste man nicht leugnen könne, einen Herzstoß durch den Sieg seiner unversönlichsten Feinde zu versetzen, zumal in einem Augenblicke, wo er gerade in der Absicht versammelt wäre dem Staate beizuspringen und seine Schätze ihm zu opfern.

Mehr bedurfte es nicht. Einstimmig ward der Antrag für die Protestanten aus formellen Gründen abgelehnt.

Das Ministerium hingegen war doch zu fein, um sich zum Dupe eines Corps Perücken machen zu lassen. Wie es die Wendung der Protestantenfrage merkte, eilte es der Unannehmlichkeit sich compromittirt zu sehen zuvorzukommen. Der König beschied den ersten Präsidenten des Parlaments zu sich und eröffnete ihm: Da er vernommen, daß sich das Parlament mit einer Berathung über die Wiederherstellung der Protestanten beschäftige, erachte er es für dienlich ihm wissen zu lassen, daß er, so sehr es auch in seinem persönlichen Wunsche liege, die günstige Stunde zur Ausführung jenes Vorhabens noch nicht gekommen sehe, weshalb sich das Parlament bedeuten lassen wolle, alle weiteren Verhandlungen abzubrechen.

Diesen königlichen Willen verkündete der erste Präsident dem Collegium am 15. Dezember 1778.

Einer von den Rätthen, dessen Herz eben so groß war als sein Kopf erleuchtet, Herr von Bretignieires, erhob sich zwar, um seinen Protest voll Pathos gegen die unaufhörliche Vertagung einer allerdringlichsten und tief einschneidenden Fragen zu erheben, aber mitten in seinen Ergießungen schnitt ihm der erste Präsident das Wort ab, und die Stimmenmehrheit entschied: das Parlament sei dermalen nicht in der Lage, die Sache der Protestanten zu seinem Erkenntnis zu ziehen, sondern wäre lediglich von der Weisheit des Königs anheimzustellen.

So entwickelte sich die zweite Katastrophe in der neueren Geschichte des Protestantismus in Frankreich.



Die Mauth in nuce.

Versuch über die Geschichte derselben.

Ein englischer Geistlicher behauptete, die Mauth wäre vom Satan erfunden worden. Als Christus ungebeten zur Hölle gekommen, um eine Menge Seelen zu entführen, sei der höllische Divan auf den Einfall gerathen, alle Ein- und Ausfuhr zu tarifen.

Diese Behauptung ist in jeder Hinsicht falsch, und schon darum, weil die Erfindung der Zölle älter ist. Es scheint gewiß, daß Salomo schon eine Art Mauth am Isthmus unterhielt. Gleichzeitig hielt ein gibeonitischer Scheich den Weihrauchhandel im Bann.

Die Römer hatten, wie wir wissen, ein jus vectigalia creandi, augendi, multiplicandi u.s.w. Diese Finanz verfolgte einen löblichen Zweck: sie sollte, wie Polybius sagt, zur Unterhaltung der Küstenbewahrer auf dem rothen Meere dienen, um den Handel zwischen Egypten, Arabien und Ostindien gegen die Seeräuber zu sichern, die ihn störten.

So lange Rom frei war, war auch die Mauth billig. Aber sie artete aus, so wie sie, schon unter August, den stolzen Namen jus regni annahm. Aus der barbarischen Strafe, welche unter Sever auf dem Schleichhandel stand, läßt sich bemessen, wie hoch die Mauth geschraubt worden. Der Zolleinnehmer, der einen Artikel übersah, hatte das Leben verwirkt; der Statthalter, wo sich der Fall ereignete, mußte dreißig Pfund Gold dafür erlegen.

Die Athenienser errichteten ein Mauthamt am Hellespont; ihre Nachfolger, die Byzantiner, fügten ein anderes am schwarzen Meere hinzu.

Im elften Jahrhundert mußten die Weine, welche aus Italien und Griechenland nach dem Norden gingen, so wie die, welche aus Frankreich oder Spanien zurückkamen, Transitzölle zahlen. Die Hauptlegestätten waren Cordinum und Balchalone.

Kurzum, alle Nationen wetteiferten um den Vorzug, der Menschheit die Genüsse des Lebens zu erschweren.

Noch stand es aber sehr einfach um die Mauth. Colbert, ein wahrer Finanzheld, verlieh ihr Equipage; er versah sie mit Stempeln, Suchnadeln, Strickreitern und will und sucht die freie Luft.

Der Handel benachbarter Länder läßt sich ungestraft schwächen, necken, ableiten; unterdrücken aber nie. So wie das Band zwischen fleißigen Nationen zerrissen wird, hört die Ausfuhr eben so gut auf als die Einfuhr. Nur Barbaren können ohne Erzeugnisse des Landes bestehen; für gesittete Völker ist er ein Bedürfniß.

Das fühlte man, wie bemerkt, früh genug. Allein da alle Welt mit dem Handelszwang wucherte, war niemand berherzt genug ihn abzuschaffen. Man traute seinen eigenen Ansichten nicht. Der Irrthum machte die Bahn um die Erde.

Es trifft sich sehr selten, daß man zugleich Beherrscher und Factor der Welt ist. „Jener Handelszweig gehörte bisher jener Nation, was hindert uns ihn an uns zu ziehen, Andere davon auszuschließen? Können wir ihn nicht eben so gut brauchen?“ Das ist bald gesagt, doch es auszuführen erfordert Häfen, Banken, Fabriken, Briefwechsel, Credit, vernünftige Handelsgesetze, vornehmlich aber eine gewisse Staatsform. Was in England uns der Schweiz sehr wohlgethan, kann in Frankreich, Dänemark oder Oesterreich eine Dummheit sein.

Einem einzigen Staate in Europa war es vorbehalten, diese Maxime einzusehen. Mitten unter dem Wettrennen der Mauthen fiel es den Medicis ein, der Handel im Florentinischen frei zu geben. Vermuthlich machten sie die Reflexion: Mauth ist nichts als Monopol, Monopol aber ist eine Staatskrankheit, denn der Körper kann nicht gesund sein, wenn auch nur ein einziges Glied leidet. Je mehr der Handel anderwärts gedrückt ist, desto mehr muß er dem Lande der Freiheit zueilen.

Diese Betrachtung war vollkommen richtig. Man errichtete also dem Handel ein Asyl, und die Messe zu Livorno ward die blühendste von der Welt. Es schien die Morgenröthe des Tages zu sein, der die Wolken der Dummheit und der Vorurtheile im Handelswesen zertheilen sollte.

Niemand aber gerieth darüber zur Besinnung. So arg war die Verblendung der Zeiten.

Seit mehr als sechs Jahrhunderten stand in Frankreich auf die Ausfuhr alles verarbeiteten Goldes und Silbers eine Taxe von sechs Procent. Nun gehören, wie alle Welt weiß, diese Producte zu denen, woran die Arbeit mehr beträgt als der Stoff. Doch erst 1733 ward man gewahr, daß man sich betrog, und nun ward die Mauth auf zwei Procent herabgesetzt, das heißt, man näherte sich bis auf ein Drittheil dem Wege zu vortheilhafter Erkenntniß.

So verhielt sich´s überall. Wo man hinblickte, sah man Canäle des Handels verstopft, Canäle, die für den Staatskörper so nöthig als der unbehin-

derte Blutumlauf im menschlichen Körper; überall hielt man Knebel und Daumschrauben für das Geheimniß des Handelswesens und des Nationalreichtums. Man überlegte nicht, daß die Natur des Handels die Natur des Quecksilbers ist; man dachte nicht an den Kanon im Gesellschaftssysteme der Menschen: do ut des, fac ut faciam.

Das Tollste war vollends, daß man in den meisten Staaten die Ausfuhr des Geldes verbot. Während von den Lehrstühlen der Staatswissenschaften verkündigt ward: das Geld ist nichts als ein Handelsartikel, belegten die Regierungen denselben mit Absperrung. Das hieß doch den Mechanismus des Verkehrs jämmerlich verstehen. Auf den Messen zu Lima, Carthagena und Veracruz betrachtete man das Geld nur als Waare, und die verachtetste unter allen Handelsnationen beschämte somit in diesem Punkte die eingebildetsten.

Meister in der Wahl ihrer Mauthbeamten waren die Römer. Man findet im Leben des Apollon von Thyana, daß bei dem Besuche einer Stadt in Mesopotamien der Zöllner vor ihm und seinen Gefährten den Schlagbaum niederließ und sie nach den Gegenständen befragte, welche sie bei sich führten. Jeder nannte sie. Als die Reihe an Apollon kam, antwortete er: „Ich führe die Ehrlichkeit, die Mäßigkeit, die Menschenliebe, die Gerechtigkeit, die Geduld und Lernbegierde bei mir.“ „Also sechs Slavinnen,“ sprach der Zöllner, indem er in seinem Buch schrieb. „Halt!“ rief der Philosoph, „nicht Slavinnen sind's, sondern Gebieterinnen.“

So schlau jener Zöllner war, haben wir ihn dennoch von einem seiner Brüder zu London übertreffen sehen. Die berühmte Bastardella trug einen silbernen Steiß. Dies wurde dem Mauthner verrathen. Als nun die Primadonna vor den Thoren Londons anlangt, wohin sie für die königliche Oper verschrieben worden, muß sie ihren Steiß verzollen, „denn,“ sagt ihr der Beamte, „die freie Einfuhr silberner Gefäße ist in England nicht gestattet.“

Es ist keine Kunst zu begreifen, daß das Publicum von der Handelsfreiheit im Ganzen nur gewinnen kann, mögen auch einige Dutzend Producenten darüber zu Grunde gehen. Aber ein Meisterstück wäre es darzuthun, was der allgemeinen Wohlfahrt durch Mauth und Monopol entzogen worden.



Jesuitenspiegel ¹⁾

¹⁾ Bei den Zitaten wird nicht der Originaltext wiedergegeben, sondern (nur) die entsprechende Übersetzung durch Wekhrlin. FJK)

Vergebens bemüht sich die Schule Lojolas´, die Grundsätze, wodurch sie Götter und Menschen empört hat, abzustreiten: sie beruhen auf den unleugbarsten Autoritäten.

Daß der Jesuitismus jederzeit die Intoleranz wollte, die Verfolgung vorschrieb Henkerschwert, Scheiterhaufen, Gift, Verschwörung und Aufruhr zu seinen Rüstzeugen hatte, daß folgender bekannte Aphorismus:

„Adlaborandum Pontificiis itaque, ut omnes haereticos, illorumque Fautores ac Tutores, nec non Politicos illos catholicos, qui potius pacem servare quam auxilia ad haereticorum oppressionem conferre malunt, igne, ferro, veneno, pulvere, tormentario, bellis et aliis machinationibus exterminentur“ –

im Codex desselben enthalten, bezeugen

Ribadeneire, De Principe, lib. 1. c. 18 p. 117 und c. 26 p.172 sq.

Chirlandus, de Haereticis, qu. 3 u. 2

Simacha, Institut. cathoil. c. 46 n. 45 sq

Actio Henrici Garneti, per tot.

Creswel (unter dem Namen Andras Philopater) contra Edictum Regin. Angl. sect. 2 n. 157: Ein Fürst, der von der katholischen Religion abfällt, ist sofort aller Macht zu berauben, wie der Apostel Paulus 1. Corinth. 7 vorschreibt: So aber der Ungläubig sich scheidet, so scheidet euch auch von ihm.

desgleichen n. 162: Die Unterthanen solcher Fürsten sind nicht nur berechtigt letztere zu vertreiben, sie sind sogar vermöge göttlichen Befehls und des strengsten Gewissensdranges bei der äußersten Gefahr ihrer Seele dazu verbunden.

ferner p. 109: Wofern ein Kaiser oder König die Ketzer begünstigt, macht er sich ohne Weiteres seiner Krone verlustig.

und dann: Er muß als ein Feind Christi aus der Gemeinschaft der Christen gestoßen werden: dies ist im Einklang mit der apostolischen Lehre die unbezweifelte Meinung der gelehrtesten Männer.

Brunus, Conradus, de Haereticis, 1. 3. c. ult.

Windeck, Joh. Paul., des Extirpat. Haereticor. Antidot. 10 p. 104: Die Lutheraner muß man mit Feuer und Schwert verfolgen, sie nieder machen, verjagen, unterdrücken, vertilgen, spießen, kreuzigen, hängen, castriren, vergiften, martern, kurz mit Stumpf und Stiel ausrotten.

Baronius in Epistola contra Venetos: Zwiefach ist das Amt Petri: weiden und vertilgen, nach den Worten der h. Schrift: weide meine Schafe, und andererseits: tödte und verzehre sie. Wenn also der Papst mit Abtrünnigen und Widersachern zu thun hat, so will der h. Petrus, sie sollen niedergemacht und in seinen Eingeweiden verborgen werden.

Ebenderselbe in der Paraenesis ad Venetos p. 9: Alsdann ist der Beruf des h. Vaters das Schwert Petri über die Missethäter zu zücken, zu welchem Zwecke ihn Christus über die Reiche und Völker gesetzt hat.

Deliberatio de haeres. Extirpat. (durch obigen Paul Windek) p. 412 sq.: Zur Ausrottung der Sectirer ist ein Bündniß, eine Verschwörung erforderlich. Und hierzu achte man bei Gelegenheit, wo es den protestantischen Mächtigen an Geld fehlt. Dies hat Karl V. zu seiner großen Genugthuung befolgt.

Bellarminus, de Roman. Pontif. 1. V. c. 6. 7. 8: Es ist Christen nicht erlaubt einen ketzerhaften Regenten zu dulden, der sein Volk mit in seine Irrthümer hineinziehen könnte.

Daß der Jesuitismus den Königsmord und die Enthronung lehre, daß folgende abscheuliche These seine Schule authentisch sei:

„Quando subditi Romano-Catholici Imperatorem, Regem, sive Principem suum pro Tyranno habendum in conciliis suis statuerunt, tum illum abdicare et se ipsos omni obligationis nexu solvere possunt. Si vero comitia habere prohibeantur, tum cuivis subdito, modo Jesuitarum aut aliorum huiusmodi Theologorum usus sit consilio, permissum imo laude dignum et meritorium erit, huiusmodi regem vel principem occidere. Proindeque recte fecisse monachum Jacobum Clementem, quod Henricum III. Regem Galliae cultro venenato interfecerit. Recte etiam facturum qui et illius successorem Henricum IV. interimet“ —

daß weiß man aus folgenden Zeugnissen:

Mariana, de Rege 1. I. c. 6. Edit. Mogunt. p. 75: Auf gemeinschaftlichen Volksbeschluß kann ein König nicht nur entsetzt — — — sondern er kann auch auf ein einseitiges Unterfangen hin getödtet werden.

Ebenderselbe p. 60: Dem der Jesuit Hoyeda, de Facultate imprimendi, hinzufügt: Und wo die allgemeine Stimme fehlt, um ihn für einen Tyrannen zu erklären, muß man seine Zuflucht zu dem Rathe angesehener und gelehrter Männer nehmen — — und zwar aus unserm Orden.

Sodann der ganze Tractas de Abindicatione Henrici III. Besonders die Vorrede.

Creswel, adversus Edicta etc. p. 145: Die königliche Würde ist bürgerlichen Rechts Folglich beruht es in der Entscheidung des Volks, ob der König sei oder nicht.

P. Louis d`Orleans: Heinrich IV. ist ein Küchenhund, ein schäbiger Julian, ein zweibeiniger Spitzbube, ein stinkender, Satans Mist entsprungener Ketzler.

De justa Abdicatione p. 36: Die Hoheit des Staats steht beim Volke und nicht in der Person des Königs.

Dydimus p. 261: Das Volk ist nicht für den König geschaffen, aber die Könige für die Gemächlichkeit des Volks.

De justa Autoritate p. 8: Der König ist nichts als ein menschliches Geschöpf, König nur durch den allgemeinen Willen der andern.

T. IV. p. 281 beruft sich nach den Beispielen der h. Schrift auf verschiedene Stellen folgender Doctoren der Theologie:

Bannesius in Tho. 2. 2 quaest. 12. art. 2: Wenn auch der Papst einen abtrünnigen Monarchen dulden wollte, so kann ihn doch der Staat davon jagen, weil es ohne Grund geschieht, daß ihn das Kirchenoberhaupt ungestraft läßt.

Simancha, Institut. Cathol. c. 23 sect. 12: Ja die Fürsten machen sich noch strafbarer als Privatpersonen. Mit Recht geschah es daher und eine verdienstliche That war es, daß die Scythen einst ihren König Skylen blos äußerer Gebräuche halber tödteten, nämlich weil er sich in die Bacchanalischen Geheimnisse einweihen ließ.

Gregorius Valentin. T. III. p. 6. Disp. 1. qu. 11. pur. 2: Kann man sie des Lebens berauben, um wie viel mehr anderer Güter?

De justa abdicat. Henrici III. p. 262: Einen Tyrannen tödten ist ehrbar, Jeder kann es mit gutem Gewissen thun.

Bellarminus, de Rom. Pontif. 1. V. c. 6.7. §. 4: Daß die Christen einst einen Diocletian, Julian, Valens nicht absetzten, dazu fehlte es blos an weltlichen Kräften.

In der Rede, welche Papst Sixtus V. bei der Nachricht von der Ermordung Heinrich III. im Consistorium zu Rom den 2. Spremer 1589 hielt, zeichnen sich folgende Stellen aus: Gestorben ist der König von Frankreich unter der Hand eines Mönchs – – eine seltene, vortreffliche, denkwürdige That – – ein Mönch tödtet einen König, nicht einen erfundenen und auf Papier oder an

die Wand gemalten, sondern den König von Frankreich inmitten seiner Truppen – – nicht ohne Zuthun der Gottheit.

Daß endlich Gewissensrüge und Gift, als die zwei besten Argumente Könige zu überzeugen, im Lehrbuche der Jesuiten=Logik enthalten, davon liegen die Beweise im Consilio des Cardinals Phelväus, daß der Gesandte Heinrich III. in Spanien auffing und von Wort zu Wort in den Mémoires de la Ligue steht.

Der famose Mariana sagt (de Rege 1. I- c- 7 p. 65-67): Was liegt daran, ob einer an Dolch oder Gift stirbt? Beim Gift ist allerdings weniger Gefahr und mehr Sicherheit für den Thäter. Hierbei ist zu beobachten, daß man es Jemand füglich nicht von innen beibringen kann, es Mittel giebt, das Gift von außen her wirken zu lassen. Denn die Kräfte desselben sind so außerordentlich, daß man Sessel, Kleider u.s.w. damit zu inficiren vermag.

Welch´ ein Quodlibet von Blasphemien, Lastern und Verbrechen! Inzwischen sind Züge darunter, welche eines Weisen unwürdig wären, sofern sie nicht dem Geiste des Hochmuths, der Herrschsucht, des Aufruhrs, des Atheismus entstammten. Aber, dürfte man vielleicht einwenden, dies sind ja nur personelle oder höchstens nationale Grundsätze, sie sind nicht Eigenthum eines ganzen Körpers. Hierauf erlaube ich mir mit den Worten des Herrn von Chalotais zu antworten: „Es giebt weder französische, noch welsche, noch irländische, noch deutsche Jesuiten; sondern es giebt nur Jesuiten.“



Voltaire.

Wenn man in Preußen, in Oesterreich und anderwärts die Tortur entweder aufgehoben oder modificirt hat, so ist´s Voltaire, der es zuerst der Welt anriet.

Wenn in Preußen, in Rußland und in Oesterreich die Todesstrafe abgeschafft ist und die Verbrecher statt dessen nützlicher zu öffentlichen Arbeiten gebraucht werden, so hat man es den Reflexionen Voltaire´s zu danken.

Wenn in Preußen, in Böhmen und Ungarn die Leibeigenschaft aufgehoben ist und die Menschlichkeit ihre Rechte wiedergegeben sind, so lernte man es von Voltaire.

Wenn die Toleranz das Symbol der Erde zu werden anfängt, so gab, wie man weiß, Voltaire den Ton dazu an.

Wenn Rußland, Preußen und Oesterreich so glücklich waren ihr eigenes Nationalgesetzbuch zu erhalten, so war's der Fingerzeig Voltaire's.

Wenn in Preußen, Schweden und Oesterreich die gesegnete Preßfreiheit zu blühen beginnt, so danken es die Musen Voltairen.

Wenn die Philosophie Newton's, die Blatternimpfung, die politische Arithmetik und so viele andere Erfindungen seines Zeitalters, welche die Ehre des menschlichen Geistes und das Glück der Nationen ausmachen, emporgedrungen und über die Chikane gesiegt haben, so schreiben wir es Voltaire zu.

Wenn sich ein Licht über Europa ausbreitet, dessen Einfluß alle Geschäfte der Politik, des Handlungswesens, der Künste und Wissenschaften empfinden, so ist die Urheberschaft auf Voltaire zurückzuführen.

Wenn die Furie des Fanatismus und der Pfafferei zu Boden liegen und die Mastställe der Religion in Deutschland abgeschafft werden, so soll man eingestehen, daß Voltaire die Anregung dazu gab.



Ueber Voltaire's Tod.

Voltaire war, wenn man will, kein minderer Selbstmörder als Rousseau. Daß er, wie es heißt, unter Lorbeeren erstickte, ist eine Albernheit; denn obgleich Niemand bestreiten kann, daß die Freude eben so gefährlich zu werden vermag als die Traurigkeit, und daß die Erschütterung einer 84jährigen Seele auf die eine oder andere Weise einen verderblichen Stoß herbeiführen muß, so bezeugt nichtsdestoweniger das Visum der Aerzte, welche seinen Leichnam öffneten, die edlern Theile, nämlich Hirn und Herz wären so gesund und kräftig gewesen, daß er die Ordnung der Natur noch zehn Jahre hätte leben können.

Folgender eben so denkwürdiger als durchaus beglaubigter Zug erklärt Alles.

Der Marschall von Richelieu, Voltaire's Idol, besuchte ihn alsbald nach seiner Ankunft in Paris. Nachdem er ihn umarmt hatte, fragte er den Welt-

weisen, wie er sich befände. „Schlecht, elend, ich schlafe keine Nacht. Und Sie?“ „O vortrefflich!“ „Ja, ich bin bezaubert über Ihr gutes Aussehen. Wie stehen in Einem Alter; ich sehe Freund Hain gleich, Sie dagegen einem Bacchus. Sagen Sie mir wenigstens, Marschall, wie fangen Sie es an, daß Sie gut schlafen?“ „Sehr einfach: mit Hilfe eines Elixirs.“

Nun beschwor Voltaire den Marschall, ihn von seinem Arcanum zukommen zu lassen. Dieser schickte ihm einen Flacon mit genauester Gebrauchsanweisung. Voltaire hingegen, der stets an allen Sachen etwas zu verbessern hatte und dem man selten recht thun konnte, nahm eine dreifache Portion davon.

Sofort verfiel er in einen Schlummer, der 36 Stunden währte, und von nun an begann er ersichtlich aber schmerzlos abzulöschen. Binnen drei Tagen war er eine Leiche. Eins seiner letzten Worte lautete: „Grüßt mir meinen Bruder Kain, den Marschall!“

Gleichwohl meldeten fanatische Blätter, Voltaire sei unter schrecklichen Convulsionen und in einer Art von Raserei gestorben, wobei er seinen Nachtstuhl gegriffen und von seinem eigenen Kothe verschluckt hätte.

Diese Unwahrheit ist auf folgende Thatsache zurückzuführen: Als der Pfarrer von St. Sulpice erfuhr, daß Voltaire in den letzten Zügen liege, eilte er herbei, um wo möglich sein Seelsorgeramt geltend zu machen. Voltaire aber, der bereits nicht mehr sprechen konnte, ergriff sein Nachtgeschirr, um es dem Geistlichen an den Kopf zu werfen. Ehe er dies jedoch auszuführen vermochte, nahm es ihm sein Neffe, der Abbé Mignot, der an seinem Lager stand und ihm die Augen zudrückte, aus der Hand, wobei sich ein wenig auf die Bettdecke verzettelte, daß von des Sterbenden Fingern zufälligerweise berührt wurde.



Beisetzung der Asche Voltaire's.

Das französische Volk hatte beschlossen Voltaire's Asche zu verewigen und sie im National=Pantheon beizusetzen. Sein Leichnam wurde also von Serllieres, wo er vor den Verfolgungen des Fanatismus verborgen lag, abgeholt.

Es war am 10. Juli 1791, demselben Tage, wo der „Mahomed“ das erste mal auf der Bühne erschienen, als des Dichters Asche vor dem Schlagbaume zu Paris ankam. Der Stadtrath in pontificalibus empfing den Sarg und hob ihn vom Wagen. Er wurde dann auf einen im römischen Stile erbauten Tri-

umphwagen gesetzt und, umgeben von der Nationalgarde, auf den ehemaligen Bastilleplatz geführt, der mit Festons geschmückt war. Auf der Mitte desselben erhob sich ein Piedestal, erbaut aus Trümmern der Bastille, mit der Inschrift: „Hier, wo Dich der Despotismus einst gefesselt hielt, erwarte, o Voltaire, die Ehren, welche Dir das dankbare Vaterland weiht!“

Dort ruhte Voltaire´s Leiche drei Tage lang auf dem Paradelagen.

Am 13. begann die feierliche Beisetzung. Der Donner von dreihundert Kanonen kündigte sie an. Darauf folgte das Geläute aller Glocken der Stadt und nächster Umgegend: eine erhabene Symphonie!

Nun begab sich der Stadtrath in 52 Trauerwagen nach dem Bastilleplatz, von wo aus sich der Zug wie folgt in Bewegung setzte:

1. National=Cavalerie.
2. Eine Abtheilung Schanzgräber.
3. Die Kriegsjugend mit ihrer Fahne und Musik.
4. Die Clubs nach ihrem Alter und mit ihren Panieren.
5. Das Bastille=Viertel (la section des pantes), bestehend aus Maurern, Zimmerleuten, Dachdeckern und alle den Handwerkern, welche bei der Niederreiung der Bastille beteiligt gewesen.
6. Die Brgerschaft der Vorstadtr St. Antoine, in deren Bezirk die Bastille gewesen.
7. Eine Amazone mit einer Axt in der Hand, auf deren Eisen man las: „ultima ratio Populi.“
8. Ein Sessel, getragen von vier Rmern, auf welchem die Vaterlandskrone ruhte.
9. Smmtlich Maires der umliegenden Dorfschaften und Gemeinden.
10. Ein Sessel, getragen von 4 Syrakusanern, auf dem das Protokoll ber die Erstrmung der Bastille vom 14. Juni 1789 lag.
11. Dussaulx, er erste Ersteiger des Bastille=Walls, nebst den Mnnern, welche ihn dabei untersttzten.
12. Eine Bahre, getragen von 4 Spartanern, mit den eroberten Waffen der Bastille.
13. Eine zweite Amazone.
14. Ein Sessel mit der Figur der Bastille, getragen von der Fraternitt „zum Freiheitshut.“
15. Mirabeau´s Brustbild, umgeben von 4 Medaillons mit den Bildnissen Franklin´s, Rousseau´s, Desille´s und Montesquieu´s.
16. Die sogenannte Waffenbrderschaft.
17. Die Schweizergarde.
18. Die „Cent-Suisses“.
19. Die National=Waffen=Reiterei (Gendarmerie).
20. Die Fraternitt der „Constitutionsfreunde.“
21. Die Electeurs.
22. Die Viertelsvorsteher.
23. Die Schauspieler.

24. Voltaire's Bildsäule, umgeben von den Zöglingen der Maler=Akademie, sämmtlich in antikem Costüm und jeder mit einem Medaillon in der Hand, das den Titel eines der Werke des Unsterblichen enthielt.
25. Die Literatur, als Voltaire's Familie, in Trauerflören.
26. Zwei Genien, welche in einem vergoldeten Schrank, auf dem eine Leyer und ein Lorbeer ruhte, eine prachtvoll gebundene Gesamtausgabe der Werke Voltaire's trugen.
27. Ein Trauer=Musikcorps in antikem Costüm, dessen Tonstücke zu dieser Feierlichkeit besonders componiert waren.
28. Die Musen in ihrem mythologischen Costüm und mit Trauerflören.
29. Der Sarkophag in einem von 12 schneeweißen Rossen gezogenen antiken Trauerwagen. Im Sarge ruhte der Leichnam unverdeckt, das Antlitz gen Himmel gekehrt, zu seinem Haupte vom Ruhme umschwebt, der eine Krone über ihn hielt. Auf der einen Seite des Sarkophags die Inschrift in Gold: „Er rächte Calas, La Barre, Sirven und Montbailly“; auf der andern: „Er ist es, der unsere Freiheit vorbereitet hat.“
30. Der Syndicus der Stadt Paris.
31. Sämmtliche Stadträthe mit Bailly, dem Maire, an der Spitze.
32. Eine Deputation der Nationalversammlung.
33. Die städtischen Beamten.
34. Die ländlichen Beamten.
35. Das Veteranen=Corps.

In dieser Ordnung ging der prachtvolle Zug den Boulevards entlang gegen den Pontneuf zu. In der Nähe des Opernhauses wurde Halt gemacht. Unter den Säulen desselben stand die gesamte Oper im Costüm des „Samson“, welche eine Hymnus aufführte und damit zu der ergreifenden Feierlichkeit wesentlich beitrug. Dies geschah in der Nähe des Hauses der Pflgetochter Voltaire's, der Frau von Villette, das an diesem Tage ganz besonders geschmückt worden. Eine grünende Halle, an deren Deckenwerk eine Bürgerkrone in Guirlanden hing, bildete den Eingang. Inmitten der selben gruppirt sich auf einem Amphitheater ein Kreis von Nymphen in weißen Gewändern, mit Rosenkränzen auf der Stirn und himmelfarbenen Schärpen um den Leib, und unter ihnen Frau von Vilette in tiefster Trauer, das Haupt gesenkt und mit weißen Rosen umwunden, eine Schnur von eben solchen über Schultern und Hüfte und ein weißes Tuch in der Hand. Daneben ihre Tochter in gleichem Costüm zwischen den beiden Töchtern des unglücklichen und unvergeßlichen Calas: ein äußerst fesselndes Bild.

Im Uebrigen war die Halle so angelegt, daß sie der Leichenzug nothwendig passiren mußte. Als nun Voltaire's Bildsäule, von Houdon's Meisel gefertigt, sich nahte, stieg Frau von Villette mit Würde vom Amphitheater herab, näherte sich ihr in sichtbarer Erregung, neigte ihr Haupt an deren Brust und schien einige Minuten ganz stillem Schmerz hingegeben. Dann ergriff sie die Bürgerkrone und bedeckte damit die Statue. In diesem Moment brachen die Empfindungen aller Anwesenden in lauten Strömen aus. Es war eine der erhabendsten Scenen von der Welt.

Nachdem sie dann ihre Tochter umarmt und ihr das Bild des unsterblichen Mannes zu küssen gegeben, sie somit gleichsam öffentlich der Tugend, der Vernunft und Freiheit geweiht hatte, schloß sie sich sammt dem Nymphenchor dem Trauerzuge an.

Auf dem Pontneuf machte er zum drittenmale Halt. Hier war es, wo fast eine Million Menschen sich ergoß, um ganz den Ueberblick und die Ordnung des Ganzen zu genießen und seinen Beifall erkennen zu geben. Ein schlichter Bauersmann seufzte naiv: „Eh bien! le voila dene celui qui nous a désembêtes!“

Allein hier zeigte sich auch einer der schönsten Züge in dem Drama. Eine Ode, von Chesnier gedichtet und von Gossec in Musik gesetzt, kam zur Aufführung: ein Meisterstück des Genies in beiden Künsten, denn nicht nur drückten die Verse der Ruhm Voltaire's als Wohlthäters der Menschheit in den erhabensten Worten aus, sondern die Musik bestand auch aus lauter antiken Instrumenten, welche man nach den Mustern gefertigt hatte, welche die Figuren an der Bildsäule Trajans aufwiesen, und worauf die Musiker ein besonderes Studium verwendet hatten. Diese Idee war nicht bloß neu, sondern auch von erschütternder Wirkung.

Nun bahnte sich der Zug unter dem Gedränge einer unübersehbaren Volksmenge, welche immer vorauseilte und die Straßen mit Blumen bestreute, seinen Weg am alten Theater vorüber, dessen Giebel zwei Genien darstellte, welche die Büste Voltaire's mit einem Eichenkranze krönen; darunter die Worte: „Im siebzehnten Jahre seines Alters dichtete er den Oedipus.“

Erst in der Dämmerung erreichte man das Nationaltheater, wo eine Colonnade, geziert mit Guirlanden und Festons im feinsten Geschmacke, erbaut worden, deren einzelne Säulen in einem Medaillon den Titel je eines der dramatischen Werke des Verewigten entgegenstrahlten, und über alle die Inschrift: „Im drei und achtzigsten Jahre seines Alters schrieb er Irene.“ Musik trug den Freiheitschor aus dem Samson vor, und endlich segnete man die Leiche ein und senkte sie in die Gruft des Pantheon neben die Urne Mirabeau's.

Eine solche Feier des Genie's, hier nur schwach angedeutet, liefert weder die alte noch die neue Geschichte. Die Legenden der Heiligen erblassen davor, und die Philosophie bezeugt in tiefstem Schauer, daß ein solcher Triumph allein den Helden der Freiheit und Humanität gebührt. Nie, seit die Welt um die Sonne läuft, widerfuhr einem Sterblichen Gleiches. Doch man gestehe auch, daß eine Nation, welche solche Ideen zu erfassen und auszuführen vermag, sehr groß und sehr erleuchtet sein müsse.



Versuch über die Geschichte der Intoleranz.

Was mag des Menschen erste Empfindung gewesen sein? Ohne Zweifel Furcht. Man stelle sich sein Erwachen vor: Eine unermeßliche Scene, erfüllt von tausenderlei Gestalten, umringt ihn: Jede Größe erweckt Schauer. Alle seine Sinne sind zugleich bestärmt: dads Auge verliert sich in unendbare Perspectives; rauschende Flüsse mit dem Tosen der Winde und dem Brüllen der Thiere vermischt, treffen sein Ohr; die Sonne brennt ihn auf der Stirn. Unmöglich konnte er anders als zittern.

Nun kommt die Nacht. Mit ihr vereinigt sich ein Gewitter. Die ganze Natur ist in Aufruhr. Der Mensch stürzt sich zu Boden und sucht sich zu verbergen, denn die Vorstellung von irgend einem mächtigen, unsichtbaren Wesen fällt wie ein Wetterstrahl in seine Seele.

Sobald er wieder zu sich kommt ist seine erste Regung natürlicherweise, diesen Geist zu versöhnen. Er fällt auf die Knie und faltet die Hände. Dies ist die erste Form der Religion.

Die allgemeine Regung aller denkenden Geschöpfe des ersten Weltalters war die Furcht vor einem unsichtbaren Wesen, und der Wunsch es zu versöhnen die allgemeine Religion. ²⁾

Wasserfluten, Hagelschläge, Feuersbrünste, Krankheiten stellen sich ein. Dies bestärkt das Vorurtheil von einem großen Geiste noch mehr, und Er-sinnung von Mitteln ihn zu gewissen wird nunmehr das öffentliche Interesse der Menschheit. Hier ist der Ursprung der Theologie gelegt.

Die Geschichte der Götterlehre ähnelt der Geschichte der Arzneikunst: beide erfand die Noth, beide waren in ihrem Ursprunge ehrwürdig, aber in beiden fanden sich Quacksalber ein. ³⁾ Die Natur der Gesetze richtet sich

²⁾ Dies streitet also gegen die Orthodoxie, welche des Menschen erste Regung in Dankbarkeit gegen den Schöpfer setzt. Die Furcht, als eine natürliche und simple Regung, liegt aber dem menschlichen Geiste näher als Dankbarkeit, welche schon ein Werk der Reflexion und eine relative Empfindung ist. Und aufrichtig zu sein, was hätte den Menschen zu einem so sublimen Drange bewegen können? Betrachtet nur das Bild, das uns Voltaire sehr treffend von unsern Ureltern liefert!

³⁾ Man kann als gewiß annehmen, daß die Einheit der Gottheit lange Zeit der Glaubenssatz der Welt gewesen. Die rohe Natur bietet uns viel leichter den Begriff einer einfachen als einer zusammengesetzten Gottheit dar; diese ist schon ein Product der künstelnden Vernunft. Ja, es scheint, daß man im Patriarchat, welches doch, wie es heißt, der älteste Gesellschaftszustand war, unmöglich Mehrheit der Götter und der Regierungen zulassen konnte. Der Polytheismus stellte sich also erst mit den Charlatanen ein. Wir sind folglich den unschätzbaren Begriff von der Einheit nicht einer spätern Offenbarung schuldig, er ist uns

nach der Natur ihrer Urheber. Die Menschen sind nur in der Wiege unschuldig. Jetzt erwachten der Brotneid, die Verfolgung, die Verketzerung und alle Keime der Intoleranz.

Es läßt sich begreifen, daß das Priesterthum sehr früh ein einträgliches Handwerk ward: was geben einfältige Menschen nicht gern für den Frieden mit den Göttern! Es entstand ein Jahrmarkt. Jeder Krämer pries sein Waare an. Daher die phönizischen, indischen, persischen, egyptischen und so viele andere Mythologien der Urwelt, die in Nebendingen alle mit einander uneins sind, in der Hauptsache aber zusammentreffen.

Mit Einem Wort, der Gedanke, daß man den Göttern schmeicheln müsse – vielleicht der schlechteste in einem Religionssysteme aufgeklärt Menschen – welcher der Grundsatz aller Volksreligionen, von den Adamiten bis auf die Griechen und Römer war, ward zur unerschöpflichen Quelle der Pfaffenkunst.

Dieser Grundsatz gab nicht nur zur Erfindung neuer Begriffe, sondern auch zur Vervielfältigung derselben in's Unendliche Stoff. Hieraus entsprang der Schluß, das Priesterthum sei nothwendig.

Sobald dieser Schluß einmal angenommen worden, ergab sich daraus, daß es eine eigene Klasse von Pflichten gegen die Gottheit gäbe. Und damit war dem Fanatismus, dem Gewissenszwang, den Ceremonien, der Theologie und allen Auswüchsen der Religion freie Bahn gemacht.

Einer der ersten Züge dieser Religion bestand in der Einbildung, der Dienst, den man der Gottheit leiste, sei derselben angenehm. Mit dieser Einbildung verband sich sehr bald – weil er ihr zunächst liegt – der Wahn, daß unser Gottesdienst der beste unter allen, der einzig wahre sei. Hieraus entstand das natürliche Bestreben ihn zu verbreiten, Andere zu dessen Annahme zu bewegen. Dies Bestreben pries die Geistlichkeit anfänglich an ein Verdienst, dann machte sie es zur Pflicht. Nun war die Springfeder der Intoleranz befestigt.

Sie wirkte sehr bald. Moses' Fragmente liefern uns eine traurigen Belag dafür. ⁴⁾ Sollte es anders sein? Wir sind infolge unserer Selbstliebe oder der

anerschaffen. Er kam mit uns auf die Welt und hielt sich, wie wir aus der Völkergeschichte wissen, immer unter bestimmten Himmelsstrichen auf, bis er aus Egypten durch den Gesetzgeber der Hebräer nach Syrien, und durch seine Nachfolger von dort nach Europa kam. Es ist wahr, bei dieser Vorstellung leidet das Verdienst unserer Religionsstifter: Gott und die menschliche Natur aber gewinnen dadurch.

⁴⁾ Zwei Patriarchen, Kain und Abel, Söhne Adam's, verliebten sich zugleich in ihre Schwester, die schöne Azrun. Dies erzeugte Eifersucht. Adam schlug ihnen ein Opfer vor, welches entscheiden möchte, wem Gott die Braut zugehört hätte. Bei der Zurüstung des Opfers kamen sie in Wortwechsel. Kain, ein starker Geist, behauptete, daß es weder Gott, Teufel noch Unsterblichkeit gäbe. Dem widersprach Abel. Nun erklärte sich scheinbar der Himmel: ein Donnerwetter brach los, der Blitz fuhr auf Abel's Altar und entzündete das Opfer. Sie da! rief Abel triumphirend, siehe den Ausspruch der Gottheit! Sie bestätigt meinen Glauben, indem sie ihr Dasein beweist. Jetzt wurde der Streit heftig. Kain beendigte ihn durch ein

Schwäche unserer Vernunft stets geneigt, unsere Meinung für die besten und Jeden, der ihnen abgeneigt ist, für einen Verräther zu halten.

Von nun an gestaltete sich die Götterlehre zur Marktscheierkunst. Die Priester versteckten sich hinter Vorhänge; ihre Lehren holten sie aus unabsehlichen Welten, aus dunklen Fernen her. Sie der vor den Augen der Menschen ausgebreitete Natur zu entnehmen würde nicht profitabel gewesen sein. Man blendete den Pöbel lieber mit so manchem Staube, zum Beispiel mit „Offenbarung“, „Opfer“, „Heiligthum“, „göttliche Wahrheit“, „Heidenthum“ und andern Bravourredensarten, die zu nichts taugen als die Einfältigen zu entzücken, die Klugen aber gähnen zu machen. ⁵⁾

Der Pöbel, das ist der große Haufe welcher lebt ohne zu denken, handelt ohne zu überlegen, eine Seele hat ohne sich's bewußt zu sein, ging blind in's Netz. Er bewunderte die Priester, räumte ihnen einen über die Gesellschaft erhabenen Standpunkt ein. Nun schraubten diese ihren Sitz so nahe an die Götter hinauf als nur möglich. Die simpelsten Begriffe, die unsinnigsten Einfälle wurden zu Orakeln. ⁶⁾ Und um den Menschen ihre Hilfe nothwendig zu machen, steckten sie deren Geist mit Schreckbildern an, mit Hölle, Teufeln, Fegefeuer und Wundern. Man scheuche diese Phantome, und die Hälfte der Religion ist überflüssig.

Vergebens leugnen die Religionsstifter, daß die nicht Selbsterfinder wären; so viele sich ewig untereinander widersprechende Offenbarungen sind ein nicht nur allzulichter Beweis ihres verdächtigen Ursprungs. Nicht genug, die Vernunft, diese göttliche dem Menschen eingeprägte Etwas widerspricht ihnen. Gestehen sie nicht alle, von Brama an bis zu den allerneuesten Zeloten, daß die Gottheit ein unbekanntes, unzugängliches, geheimnisvolles Wesen außerhalb der Naturgrenzen? Wie kann man sich nun mit einem Dinge unterreden, wovon uns der ausreichende Begriff fehlt? Wie soll ein Einfluß zwischen zwei entgegengesetzten Naturen herrschen? Durch welche Organe wirkt ein Gott in den Sterblichen? So sehr streitet eine vermeintliche Offenbarung gegen alle Gesetze der Natur und Vernunft.

argumentum ad hominem, er schlug seinen Gegner vor die Stirn, daß er auf ewig verstummte. „Ein netter Anfang“, sagt ein bekannter Philisoph, „es sind ihrer nur drei bis vier in der Welt, und einer sschlägt den andern todt.“

Nam fuit ante Helenam cunnus teterrima belli
Causa ...

setzte ein anderer Philosoph hinzu.

⁵⁾ Was soll Offenbarung, was göttliche Wahrheit, was Heiligthum sein! Als ob nicht alle Wahrheit von Gott käme! Oder ist er minder die Quelle der Wahrheiten in der Heilkunst, in der Gesetzkunst, in der Naturlehre? Sind die Grundsätze der Geometrie, derr Justiz, der Moral weniger sein Werk, weniger seines Ursprungs als die der Theologie? Hat die Gottheit etwa ihre abgesonderte Haushaltung, ist nicht die ganze Natur ihr Tempel? Verzieht sich nicht all' unser Thun auf sie, und steht nicht jedes der Menschheit nützliche Amt mit der Gottheit in Verhältniß so gut wie die Kirche? Die einzige Wahrheit, die wir anbeten sollen, ist die, daß Gott – Gott ist; und die größte Offenbarung, die wir besitzen, ist das Buch der Natur.

⁶⁾ Siehe Exodus, Leviticus, Numerus, die Pe=Kim und die Sittengesetze aller Nationen. Ferner die Beweise im Beda, Zendavesta, Koran, Talmud, in der griechischen und in andern Mythologien.

Oder beschäftigt sich etwa die Vorsehung mit unnützen Dingen? Die Wahrheit von Gott liegt ganz im natürlichen Erkenntniskreise des Menschen. ⁷⁾ Nichts ist gewisser als daß der Schöpfer von aller Ewigkeit her für unsere Köpfe und Herzen gesorgt hat, und daß in unsrer Seele ein gewisses unvergleichliches Triebwerk vorhanden, welches uns an ihn zieht ohne eine Offenbarung zu benöthigen.

Allein so wollte es die Geistlichkeit nicht. Sie behauptete, daß die Gottheit der Mäkler bedürftig wäre und daß sie ihr den ausschließlichen Handel mit den Gewissen übertragen hätte. Da ihr die Ueberzeugung zu dieser Lüge keinen Beistand lieh, so wendete sie sich zur Gewalt. Weil ihr hinwiederum die Tugend ihre Waffen versagte, so verband sie sich mit dem Laster, das ist, mit dem Aberglauben, der Faulheit und der Unwissenheit, den Götzen des Pöbels.

Nun fühlte sie sich stark genug das Recht des Mächtigen auszuüben; sie pflanzte Glauben mit dem Schwert, und düngte ihn mit Blut. ⁸⁾

Heilige Nächte! kommt mir zu Hilfe und leiht mit einen Flor, um ihn über die Geschichte der Religionn zu werfen. Von Syrien bis nach Peru steht die Erde in Flammen; Ungeheuer in menschlicher Gestalt, die Mordfackel in der einen, den Dolch in der andern Hand, rasen durch die blutströmenden Gassen und kreischen: Bete an oder stirb!

Die Geschichte der weltlichen Furie, der Staaten, der Kriege und Empörungen, hat Nichts, was sie mir der Einnahme von Canaan, mit dem Massacre über die Manichäer, mit der Reformation Mohamed's, mit den Kreuzzügen, mit dem Trauerspiel in Amerika, mit den Prozessen der Inquisition und einer Bartholomäusnacht vergleichen könnte.

Und womit beschönigt man diese Verbrechen? Mit dem Befehle Gottes, mit dem Heile der Ketzer, mit der Ruhe des Staats.

⁷⁾ Sollten wir in der That so dummm, so träge, so bedauernswürdig, so unfähig zu aller Erkenntnis und Tugend sein, daß wir ohne das Gängelband der Theologen und Offenbarungen Atheisten sein müßten? Woher nahmen denn die Barbaren und Wilden ihren Gott? Denn Niemand kann nachweisen, daß es ein Volk auf der Erde gebe, wo der Begriff von einer Gottheit nicht existire, wie man andererseits bewiesen hat, daß kein Mensch ohne eine gewisse Religion lebe.

⁸⁾ Der Vorwurf, die Philosophie sei ebenso unverträglich gewesen, ist erlogen. Weder Bayle, noch Voltaire, noch Spinoza, noch Rousseau, noch Hume, kein Philosoph unter der Sonne hat jemal auf Tortour, Scheiterhaufen und Galeere angetragen. Sie begnügten sich die Sottisen ihrer Gegner lächerlich zu machen. Die Calvine, die Beza, die le Tellier und ihres Gleichen sind es, welche den abscheulichen Satz predigten. daß man die Ketzer mit Rad und Galgen verfolgen müsse. Die Philosophie unserer Zeitverwandten anerkennt den theologischen Gott nicht als den ihrigen, aber sie duldet ihn; sie lehrt Reform, Abschaffung der Vorurtheile, aber sie räth den Fürsten nicht, das Schwert zu ergreifen.

Unglückselige Menschen, wie wunderbarlich ist euer Schicksal! Aus Faulheit und Dummheit überweist ihr den Dienst für die Gottheit ihren Henkern, und aus Grausamkeit unterstützt diese wider euch selbst!

Wie! ein Gott der Liebe sollte Menschenopfer verlangen! ⁹⁾ der Richter der Wahrheit sollte einerlei Leidenschaft für untereinander widersprüchliche Lehrgebäude haben! ¹⁰⁾ Das Urbild des Lichts und der Gerechtigkeit sollte sich an der unschuldigen Menschheit rächen, weil sie entweder zu früh oder zu spät kam?

So erniedrigt man den Menschenverstand unter dem Drucke der Religionen, daß er der Gottheit alle seine Laster aneignete, hauptsächlich aber den Ketzerhaß.

Was ist ein Ketzer? Befragt die Weltweisen, so werden sie euch antworten: euer Nächster, der nicht aus denselben Augen sieht wie ihr, weil sein Kopf auf andern Schultern steht; ein Verwegener, welcher behauptet, daß viermal eins vier gäbe, wogegen ihr sagt, es müßte zweimal zwei sein. Fragt die Pfaffen, so ist's ein Mensch, der vom Grunde verderbt, zu keiner Tugend fähig ist, ein gefährliches Subject, vor welchem der Staat nicht sicher ist, der weder Bürger, noch Vater, noch Freund, noch Nachbar ist, aber Meuchelmörder, Giftmischer, Mordbrenner werden kann.

Dies ist die Tonne, die man dem Pöbel vorwarf, anstatt ihm zu sagen, daß jeder Mensch vermöge seines angeborenen Naturells dem andern unähnlich ist; daß es ebensowenig zwei gleiche Seelen gäbe als zwei gleiche Nasen; daß der Mensch, als selbstständiges Wesen betrachtet, eine Denkkraft für sich habe und daß diese ein eben so ehrwürdiges und heiliges Eigenthum sein wie jedes andere; daß nur Gott Richter über das Innere sei, und uns mit Fleiß verschiedene Einsichten ertheilt habe, damit wir die Tugend der Verträglichkeit üben können.

In der That, was ist deutlicher als daß die Gewissensfreiheit zu den angeborenen, ewigen und heiligen Rechten der Natur gehört, insofern Jeder unter uns ein Individuum ist, das seine besondere Geistes- und Naturkräfte besitzt; und daß es Unsinn ist zu verlangen, mein Auge solle sehen was es nicht zu erreichen vermag, mein Ohr hören, wozu es nicht gebildet worden, mein Geist empfinden, was außer ihm liegt.

⁹⁾ Nicht oft genug kann man den Zug wiederholen, den Montesquieu aus dem Diodor anführt. Sabaccon, ein Hirtenkönig, hatte einst eine Vision. Der thebanische Gott erschien ihm im Traum und befahl ihm, alle egyptische Priester zu ermorden. Sabaccon folgte daraus, seine Regierung müsse den Göttern mißfallen, da sie ihm eine ihrer Natur so widersprechende Handlung aufrügen; er verließ daher den Thron und ward Einsiedler.

¹⁰⁾ Moses massacrirte für das hebräische, die Kaiserin Theodora für das griechische, Mohamed für das türkische, der heilige Bernhard für's protestantische Symbol, und, was das Tollste ist, die Inquisition für alle.

O superstition! tes rigeurs inflexibles.

Privoient d'humanité les couers les plus sensibles.

Vergebliche Logik für den Verfolgungsgeist! Unendlich bequemer ist ein Schlagwort wobei man nichts denken darf; womit man alle Einwürfe widerlegen kann, das alle Handlungen überschleiert. Zu diesem Schlagwort stempelt man den Glauben. Er mußte die abscheulichsten Verbrechen entschuldigen. Im Namen Gottes mordete man, und Thatsteiche, welche in jeder gesitteten Staatseinrichtung Rad oder Galeere nach sich zogen, wurden zu heiligen, zu sublimen Verdiensten.

Cex monstres furieux de carnage altères
Excitez par la voix des Prêtres sanguinaires
Invoquoient le seigneur en égorgeant leurs freres,
Et le bras tout souillé du sang des innocens
Osoient offrir à dieu cet exécration encens.

Brechen wir die Skandalchronik der Religion ab! Es scheint, daß wir an dem Zeitpunkte stehen, wo die Vernunft und Menschlichkeit wieder in ihre Rechte treten werden. Eine laute Stimme, die von Peking bis Lissabon gehört wird, ruft: Lasset ab einander zu verfolgen, ihr seid alle Blinde! Oeffnet das Buch der Natur, jede Nation findet ihr Blatt darin, die eine im Klima, die andere in ihrer Regierung=, die dritte in ihrer Sittenverfassung, und mit allen diesen Hebeln gelangt man zu Tugend, das ist zur Wahrheit! ¹¹⁾

Diese ist die Religion, welche die Gottheit von euch fordert. Die Lehrmeinungen sind nur da, um die natürliche Anlage zur Tugend im Menschen zu beleben, zu heben. Sie selber geben nichts, sie beförden blos, was schon in euch liegt. Erkennt den Werth eurer Natur, welche fähig genug ist, euch unabhängig von Lehrmeinungen lediglich durch ihr eigenen Kräfte glücklich zu machen, indem sie euch sagt, daß entweder keine einzige Handlung ein Gottesdienst ist, oder daß es alle gute Handlungen sein müssen.

Gewiß, die bewundernswürdige Kette der Verhältnisse, Empfindungen, Gesetze, Triebe, Begriffe und Leidenschaften, die wir in der menschlichen Gesellschaft erblicken, muß uns überzeugen, daß wir Alle zu einerlei Zweck geschaffen sind. Dieser kann nun freilich nicht die Religion der Theologen sein, weil sie sich weder gleich noch überall ist: wohl aber die Tugend.

¹¹⁾ „Die Beziehungen der Dinge,“ sagt Garve, „unsere Verhältnisse zu andern Menschen, die Verbindungen der bürgerlichen Gesellschaft ändern sich nicht, die Welt mag vom Zufall oder von einem verständigen Wesen herrühren. Da nun unsere Pflichten nur Folgen dieser Beziehungen sind, so bleiben sie nicht nur in beiden Systemen dieselben, sondern sie können auch in beiden auf gleiche Weise eingesehen werden. In so fern sind also die Sitten von der Religion unabhängig.... Denn da sich unsere Handlungen auf den sichtbaren und durch die Erfahrung bekannten Zustand der Dinge beziehen, so müssen sie eben denselben Regeln unterworfen sein, unsre Meinung von Gott sei welche sie wolle.“

Nich ist gründlicher. Das Gesetz der Offenbarung, d.i. das Gesetz der Natur, ist für uns Alle. Da wir Alle, so viele unsrer auf der Erde ausgestreut sind, einerlei Sinneswerkzeuge haben, und diese die einzigen Canäle der Erkenntnis sind, so müssen wir, abgleich auf verschiedenen Wegen, Alle in einerlei Punkt zusammentreffen. Dieser Punkt ist die Tugend, und die Wege sind das Klima, die politische Verfassung, die Volkssitten u.s.f. Sie sind's, welche den Cultus bestimmen sollten, denn das Uebrige bestimmt der Gott in unserm Gemüth.

Sie ist's, die unter allen Himmelsstrichen und bei allen Nationen sich ähnelt. Von den Eskimos bis zu den Guebern rufen die Menschen einander zu: Ehret die Götter und liebet den Nächsten!



Ueber den Koran.

Laßt den Koran eine noch so einfache Moral enthalten, dies beweist nicht, daß es ein göttliches Buch sei. Haben die Menschen ohne Inspiration die Algebra erfunden, warum konnten sie nicht die an sich so einfache Moral erfinden?

Hat der Prophet nicht mirakelt, so hat er seine Mission vom Himmel mit Nichts bewiesen. Aber er soll, wie die Traditionen und Gottesgelehrten sagen, einige Wunder gewirkt haben. Gott verzeihe ihm! Märchen sind noch keine Evangelien.

Ich kann Mirakel nur dann glauben, wenn ich sie entweder selbst gesehen, und auch in diesem Falle sogar könnte ich eher noch eine Täuschung meiner Sinne oder meiner Einbildungskraft vermuthen als ein Mirakel glauben; oder wenn ein untrüglicher, inspirirter Geschichtsschreiber die Sache erzählt. Aber da gestehe ich, daß es verteuftelt schwer ist, sich von der Inspiration eines Autors zu überzeugen, denn sein eigenes Vorgeben ist kein Beweis. Das Urtheil Anderer kann hier nicht als Zeugniß gelten, weil es eine Sache betrifft, die nicht in die äußern Sinne fällt, nicht als selbsterfahren bezeugt zu werden vermag. Wie kann ich in den Hirnkasten eines Andern schauen und den außernatürlichen Ursprung seiner Ideen durch eine Wahrnehmung bewähren? Endlich bin ich bereit Mirakel anzunehmen, sobald es Gott mir offenbart, daß hier oder dort ein Wunder geschehen sei. Aber einer solchen Kundmachung hat mich der Ewige nie gewürdigt.

Wer einmal über den Pferch einer gewissen engkreisigen Orthodoxie, wie Remus über Roms Mauern – multum latrante Lycisca – gesprungen ist, der zweifelt an der Untrüglichkeit eines mohamedanischen Annalisten so gut wie an der eines chinesischen. Wenn ich auf eine alte bestaubte Urkunde Charaktere gemalt sehe, die ich für Menschenwerk erkennen muß, so ist's für mich entschieden, daß irgend eine Hand und irgend eine Feder sie geschrieben hat.

Doch woher könnt mir's klar werden, daß diese Hand der ich die Fähigkeit sich auf dem Papier oder Pergament fortzubewegen nicht absprechen kann, noch von einem andern außer ihrem Eigenthümer geführt worden ist?

Es ist wahr, der Stil des Koran ist blumig und erhaben. Der Stil des Himmels kennen wir aber gar nicht. Den des Korans müssen wir also mit dem Stil der Erde vergleichen. Von diesem wissen wir, daß er des Bombasts fähig ist, daß er oft mit großer Pracht und Majestät Armseligkeiten sagt. Wenn man das viele Kindische und Alberne im Koran mit der Majestät seines Stils vergleicht, sollte man dann nicht auf den Gedanken fallen, daß einem bedauerungswürdigen Eigensinn des Schicksals zufolge Gott die Worte dictirt und die Menschen die Ideen dazu hergegeben haben?

Unser Paradies ist ein Schlaraffenland, von der Einbildungskraft, dieser mächtigen Zauberin, geschaffen, welche die Apocalypse dictirte, den heil. Tertullian eine Seele sehen ließ, Swedenborg's Geister beschwor, und den Wagen Phaeton's anspannte. Ueberlassen wir die Fabel vom Orkus den Dichtern oder Märchensammlern, welche privilegirte Lügner sind.

Ohne den Besitz einer wunderbaren Lampe zu hoffen, wollen wir edel, gut und gerecht sein, den Gesetzen gehorchen, und den Menschen, obschon sie es kaum werth sind, Wohlthaten erzeigen. Wenn es Götter giebt, so können sie nur den lieben, der an Weisheit und Güte ihnen ähnlich zu werden strebt.



Mysterien.

Wahrlich, Abdallah, es ist keine Kleinigkeit die Mirakel unseres Propheten zu glauben. Aber darüber zu spotten, sollten die Giaurn dazu berechtigt sein?

Unsern Miraklen gegenüber stehen die Mysterien. Es ist billig diese anzubeten, wenn man ein Giaur ist. Aber zufolge des Vergeltungsrechts wird ein Moslemim sie doch auspfeifen dürfen?

Ich ehre das Geheimniß von der Natur jenes großen Wesens, dessen Dasein Himmel und Erde verkündigen. Ich fühle die Gegenwart des unsichtbaren Genius der Natur, wenn ich in noch unverlorenen Paradiesen frei und schuldlos lustwandle.

Aber in den Staub sich niederwerfen ist die Handlung eines Slaven, um dem Stolze eines Sultans zu schmeicheln. Ja, Abdallah, es ist nur zu gewiß, daß die meisten Sterblichen sich das Urwesen als einen Sultan vorstellen, dessen Macht und Eigensinn gleich unbegrenzt sind.

Die Theologie der Giaurn hat eine besondere Arithmetik: Drei sind Eins und Eins ist Drei.

Drei Personen sind Ein Geist. Dieser Geist ist wie alle Geister einfach und doch, wer sollte es denken, zugleich dreifach.

Noch wunderlicher: Eine von diesen Personen hat die andere gezeugt. Und trotz des Daseins dieser erzeugten Person behauptet man dennoch, der ganze Gott, der seiner Natur nach unmöglich theilbar sein kann, sei ein un-erzeugtes, selbständiges Wesen.

Ich bin kein Metaphysiker, Abdallah. Und wie hätte ich dies auch an den Ufern des Nils werden können? Aber das sagt mir meine Vernunft sehr deutlich, daß etwas Erzeugtes nicht selbständig und das Selbständige von einem Andern abhängig, mit einem Worte, daß Gott nicht Sohn, und kein Sohn Gott sein kann.

Laßt es uns immer gestehen, mein Trauter: wir haben keinen andern Begriff von Gott, als daß er das ewige, un-erzeugte, unabhängige Urwesen, ohne Vater, ohne Gleiches, der Erzeuger von Allem sei. Was von ihm erzeugt worden gehört zu den Wirkungen seiner unbegrenzten Kraft. Allein die Wirkung muß von ihrer zeugenden Ursache unterschieden und ihr wesentlich untergeordnet sein.

Zudem begreife ich nichts vom Einfachen, wovon die Lehrstühle des Occidents ertönen. Vorausgesetzt, es sei Etwas, wie läßt sich jene angenommene Einfachheit des Urwesens mit der Pluralität der Personen vereinigen, welche im Urwesen coexistiren? Ein einfaches Ding kann nicht aus mehreren zusammengesetzt, die Einheit kann nicht zugleich Zahl sein.

Eine ihrer Secten lehrt, ein körperliches Ding könne an mehreren Orten zugleich sein, auf den Altären zu Krakau, Lissabon und Mexiko coexistiren. Scheint Dir dies begreiflich, mein verständiger Abdallah?

Ein Blättchen Mehlteig soll den Leib eines Gottes – der ohne Zweifel zu klug war so etwas zu lehren, in sich schließen. Und höre: Diesen Leib ißt man, verdaut man, setzt ihn an einem gewissen Ort ab, ohne daß er sich verändert!

Wer nun solches Blättchen verschluckt, wenn zuvor ein Priester eine Zauberformel darüber gesprochen, der genießt den Leib dieses Stifters, der vor 1800 Jahren lebte. Ein Anderer, der fünfhundert Meilen weiterhin ein ähnlich bezaubertes Blättchen ißt, verzehrt eben diesen Leib. So ein Dritter auf tausend, ein Vierter auf fünfzehnhundert Meilen. Er wird des Tages un-

gefähr achtundvierzig Millionen mal an zwanzig Millionen Orten und überall ganz genossen. Begreifst Du dies, mein Abdallah, mit deinen fünf Sinnen?

Freilich, diese verlangt man auch nicht dazu; denn, was das Sonderbarste ist, dieser Leib läßt sich weder sehen noch fühlen noch schmecken.

Abdallah, bangt Dir nicht vor dem Menschenverstande? Solltest Du wol glauben, daß man über diese Speise zahllose Bände geschrieben, daß man über die Art und Wirkung derselben sich verfolgt, beschimpft, geschlagen und die Hälse gebrochen hat?

Und doch nennt man diese Zeiten im Occident die Zeiten der Aufklärung!

Gott behüte Dich und mich vor jeder alleinseligmachenden Religion und führe mich bald aus den Ländern der Giaurn an die Ufer des Nils zurück, wo ich im Schatten duftender Orangenhaine an Deiner Seite ohne die Controversen der Unvernunft meinen Tschibuk schmauchen kann.



Ueber die Moral.

In die Moral eine mathematische Gewißheit einführen! Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß ihre wenigen Wahrheiten des strengsten Erweises fähig sind. Denn man sondre Alles ab, was Theologie und Juristerei hineingetragen, und dies müßte bei einem mathematischen Prozesse geschehen, was würde übrig bleiben? Etwas unstreitig. Aber wie wenig!

Zeither theilte man ihre Vorschriften in drei Rubriken ein; in Pflichten gegen Gott, Pflichten gegen den Nächsten, Pflichten gegen sich selbst.

Die erste Nummer würde der Verfasser des Systéme de la nature ohne Weiteres streichen. Sollten denn Götter etwas bedürfen? Wie? Dem Allbesitzer sollte etwas abgehen? Bettler wagen es, dem Reichen Almosen aufzudringen? Welche Begriffsverwirrung! Oder würde der Lauf der Welt seinen ewigen Gang weniger gehen, wenn wir ihm entweder unsern Beifall entziehen, oder unsere Sotissen, welche selbst ein Stück des Naturlaufs sind, abbitten? Sie ist es, die Gottheit, welche mit gleicher Hand Glück und Unglück austheilt. Wäre der Mensch ihr für das Erstere Dank schuldig, so müssten wir sie für das Zweite angrinzen!

Was die zwei übrigen Nummern betrifft, so halte ich es mit dem Lehrsatz des Dictionnaire philosophique: „Die Natur konnte nicht anders als durch die

Chimäre des Guten und durch die Wirklichkeit des Bösen wirken. Sie hatte keinen andern Grund zu ihrem System, als daß sie Dasjenige durch Laster zu erreichen suchte, was sie durch Tugenden verfehlt hatte. Daher ist die Selbstliebe – dies den Göttern entwendete Laster – das höchste und vielleicht das einzige Gut in der Gesellschaft.“

Wie wahr, wie gründlich! Jeder unter uns arbeitet an seinem Einzelwohl; aber das System der Natur bringt es mit sich, daß er es nicht thun kann ohne zugleich das allgemeine Wohl zu befördern.

Seht hier den Punkt der Mathematik in der Moral der Natur!



Ueber die uneigennützigte Liebe.

Die christliche Moral lehrt, man solle Gott über Alles und seinen Nächsten wie Sich Selbst lieben. Ach! laßt uns gestehen, daß nur eine wunderthätige Wirkung der Gnade unsere Natur so sehr umschaffen und ein Object außer uns in der Rangordnung der Liebe über uns erheben könnte.

Sich selbst zu lieben, sich mehr als alles Andere zu lieben scheint eines jener ewigen Grundgesetze zu sein, von welchen die Natur nie abweicht.

Wenn der Urquell aller Dinge, wie fast jedes System lehrt, ein Wesen ohne Unvergleichlichkeit ist, das weder durch die Sinne empfunden noch durch die Vernunft begriffen werden kann; wenn dies Wesen gar kein Object möglicher Anschauung ist, wie soll man es lieben können?

Liebt man in diesem Falle nicht blos seine Idee vom Urwesen? Macht diese Idee nicht, so lange wir uns damit beschäftigen, eine Art des Seins, eine Modification unserer eigenen Existenz aus, und zwar eine solche, die uns angenehm ist?

All' unser Vergnügen läßt sich auf Empfindung und Idee zurückführen. Ich liebe gewisse Ideen, weil sie mir angenehm sind. Ist das nicht Eigenliebe? Sehnsucht nach Genuß?

Ich liebe meinen Freund. Aber er ist ein Object für meine Sinne, oder, abwesend, doch für meine Einbildungskraft. Er ist, als Mensch, mir ähnlich. In ihm erblicke ich ein anderes Ich.

Nicht so mit dem unbegreiflichen Urwesen. Es ist kein Gegenstand für die Sinne, keiner für die Einbildungskraft. Die Bilder, welche diese entwirft, sind nicht das Urwesen, gleichen ihm nicht, stellen nur vor, was körperlich ist.

Keine Aehnlichkeit, auch nicht die kleinste, zwischen dem Unendlichen und Mir Endlichem! Wie kann ich also das lieben, was ich weder empfinden, noch einbilden, noch begreifen kann?

Offenbar ist es, daß auch bei jener vorgegebenen uneigennütigen Liebe des Urwesens dunkle Erwartungen künftiger unermesslicher Wohlthaten, welche es uns zu erzeugen durch seinen Charakter geneigt gemacht wird, zu Grunde liegt. Ein Gott, von dem wir gar nichts zu hoffen hätten, könnte kein Object unserer Liebe sein.

Liebe setzt Bedürfniß, Bedürfniß aber Beschränkung voraus.

Sollte selbst die Frömmigkeit den Gesetzen des Temperaments folgen? Wer kann es leugnen!

Diderot hat sehr treffend bemerkt: Der Einfluß des Temperaments zeigt sich nur allzukur bei einem und demselben Andächtler. Je nach der Disposition seiner innern Organisation sieht seine Einbildungskraft bald einen rächenden, bald einen mitleidigen Gott, bald den geöffneten Himmel, bald die rauchende Hölle. Er zittert vor Angst, er brennt vor Liebe. Die Andacht ist ein Fieber, das heiße und kalte Paroxysmen hat.

Au reste, ma fille – heißt es in den Briefen der Frau von Sevigné –, *une des mes grandes envies ecseroit d'être devote: je ne suis à dieu, ni au diable. Cet état m'ennuye, quoiqu'entre nous je le trouve le plus naturel du monde.*

Sie hat Recht: dieser Zustand, wo man Keinem als sich selbst angehört, von Keinem als sich selbst abhängt, ist unserer Natur, wenn alles Uebrige ebenmäßig ist, am behaglichsten.

Abhängigkeit, wirkliche oder erträumte von einem andern Object, erfordert beständige Aufmerksamkeit auf das, was diesem angenehm oder mißfällig ist, und auf das, was es von uns verlangt oder zur Bedingung seiner Gunstbezeugungen gemacht hat.

Trotz alledem aber muß namentlich das Herz einer Frau immer etwas lieben, was ihm Beschäftigung giebt.

Die Idee eines himmlischen Bräutigams, den sie sich unter dem Bilde eines schönen Jünglings denkt, welche Gewalt muß sie über das Gemüth eines Weibes haben, zumal wenn die Entbehrung sinnlicher Befriedigung sie auf mehr als Einem Wege imaginative Befriedigung suchen lehrt!

Ebenso ohngefähr wirkt auf die Seele des frommen Katholiken das Bild der Himmelskönigin mit einem allerliebsten kleinen Knaben auf dem Arm. Man weiß sehr gut, was eine hübsche Jungfrau ist. Aber ein außer- und übersinnliches Wesen, ohne jedwedes der Sinnenwelt entlehnte Bild sich zu denken, das ist's, was unsern Horizont geht. Die Menschen, durch Sinnlichkeit an diesen Wirbel gefesselt, sind nicht für die Metaphysik geschaffen.

Jede Liebe ist Sehnsucht nach Genuß, also eigennützig. Es ist mir nicht möglich meine Urgroßmutter zu lieben. Sie mag eine brave Frau gewesen sein, aber ich habe sie nie gekannt, nie gesehen; ich weiß nur, daß sie zu den Bedingungen meiner Existenz gehörte.

Mancher Mensch, denn so groß ist der Selbstbetrug, glaubt Gott zu lieben, und kniet nur vor seinem Phantom.

Auf der einen Seite erklärt der Psalmist mit Recht Diejenigen für Thoren, welche sprechen: es ist kein Gott; auf der andern ist's, jener Unumstößlichkeit unbeschadet, gewiß, daß die allermeisten Menschen nur selbstgemachte Idole verehren.

L'homme a dit: faisons dieu! qu'il soit à notre image!

Dieu fût, et l'ouvrier adora son ouvrage!

Der Eine in überfeine Abstractionen verirrt, vergöttert einen relativen Begriff; der Andere betet zu einem Phantasiegebilde, der Dritte räuchert einem Objecte der äußern Sinne.

Keine Dogmen, keine Mirakel, keine Ceremonien! Was heißt dies auf deutsch? Keine Ungereimtheiten, keine Lügen, keine Hokuspokus!

Laßt uns den Gesetzen folgen, welche der Urheber der Wesen in unsere Natur gelegt hat.

So wie Ehrlichkeit die beste Politik ist, so ist Gerechtigkeit und Wohlthun die beste Gottesverehrung.

Nihil facimus, non sponte Dei, nec vocibus ullis
Numen eget — — — —
Estne Dei sedes nisi terra et pontus et aer
Et coelum et virtus? Superos quid quarimus ultra!



Der Antichrist.

In den Werken eines englischen Theologen las ich, die Apokalypse sei per inspirationem suggestionis, das heißt, durch die höchste und vollständigste Art göttlicher Eingebung geschrieben worden. Diese Art der Inspiration schließt nach der Erklärung des britischen Gelehrten nicht bloß die übernatürliche Bekanntmachung gewisser Wahrheiten, sondern auch das Dictiren der Worte in sich.

Andere ziehen nicht bloß die Inspiration, sondern, was mich recht kränkt, sogar die Apokalypse in Zweifel. Sie sagen, Justin der Märtyrer, den man nicht mit Justin dem Epitomator des Trogus Pompejus verwechseln muß, sei der Erste, der um 270 unserer Aera von diesem sonderbaren Buche gesprochen habe. Dieser schreibt es dem heil. Johannes zu.

Manche Kritiker finden Justin's Zeugnis ein wenig verdächtig, weil er in den nehmlichen Dialogen mit dem Juden Tryphon sagt, daß der Erzählung der Apostel zufolge, Christus, als er in den Jordan gestiegen, das Wasser dieses Flusses erhitzte und kochen machte, wovon wenigstens unsere apostolischen Schriften doch kein Wort vermelden.

Eben dieser Justin citirt – ohne, so viel man gewahr werden kann, roth zu werden – mit vieler Zuversicht die Orakel der Sibyllen. Er behauptet die Reste der Tollhäuser gesehen zu haben, worin die 72 Dolmetscher oder Dragomane zu Herodes Zeiten eingesperrt waren.

St. Irenäus, der nach Justin bezeugte, er habe von einem alten Manne sagen hören, der heil. Johannes sei der Autor der Apokalypse, behauptet, es könne nur 4 Evangelien geben, weil es nur 4 Weltgegenden, nur 4 Hauptwinde gebe, Ezechiel nur 4 Thiere gesehen u.s.f.!

Clemens von Alexandrien kennt bloß Eine Apokalypse Sanct Peter's. Er macht viel Aufhabens davon. Leider aber hat sie der gefräßige Zahn der Zeit verschlungen.

Tertullian, ein gewaltiger Freund des tausendjährigen Reichs, berichtet, Johannes der Heilige hätte zu Hersalaim die nahe Ankunft dieses Reichs geweissagt. Ferner bezeugt er, dasselbe fange schon an sich in der Luft zu bilden, und alle Christen von Palästina, ja sogar einige Heiden hätten es vierzehn Tage lang gegen das Ende der Nacht gesehen. Zum Unglück verschwand diese luftige Stadt immer, sobald es Tag war.

Origines citirt in seiner Vorrede zum Evangelium Johannes so wie in seinen Homilien die Orakel der Apokalypse; aber er stellt neben ihnen auch die sibyllinischen Bücher auf.

St. Dionys von Alexandria, der gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts schrieb, sagt in einem Fragment, das Eusebius erhalten, daß fast alle Lehrer die Apokalypse als ein unvernünftiges Buch verwürfen, und daß der heil Johannes sie nicht geschrieben habe, sondern Corinth sei der Schöpfer dieser Träume.

Das Concil von Laodicea, welches 360 gehalten worden, zählt die Apokalypse nicht zu den canonischen Büchern. Sonderbar freilich, daß die Kirche zu Laodicea, an welche die Apokalypse gerichtet war, diesen ihr geweihten Schatz nicht annehmen wollte! Gleichwohl entschied sie ex post, daß dieses Werk ein Nachlaß St. Johannis wäre.

Was nun der Verfasser dieser Begeisterungen sah, übertrifft womöglich noch die Caricaturen des Prinzen von Patagonia im Brydone. Unter andern stößt man auf ein Thier, das 7 Köpfe, 10 Hörner, eine Leopardenhaut, Bärenfüße, einen Löwenrachen und einen Mauleselschweif hat.

Dieser Unkepuz hat den Auslegern und ihrer Heerde, den Lammesbrüdern, viel zu schaffen gemacht. Bossuet bewies, daß es der Kaiser Diocletian sei; Grotius erkannte daran Trajan; die Sorbonne war überzeugt, daß es Julian sein müsse; Jurieu demonstirte, wie es Niemand anders als Bayle wäre, was der Erzbischof von Paris leugnete, da es nur Voltaire sein könne. Pfälzische Theologen wollten Ludwig XIV. darin erkennen, ein Puritaner den Papst, die Holländer dagegen das Haus Oranien.

Ich überlasse dem Leser, aus der garstigen Bestien zu machen was er will; bis man sich einmal vollständig darüber geeinigt haben wird, kann man auch annehmen, daß es Niemand anders ist als – „Blaubart“.



Mein kleiner Katechismus.

Die bewegende Kraft in der Natur, die Seele der Welt, kann nicht geleugnet werden. Man nenne sie Gott – und er ist da; man nenne sie Natur, insofern solche thätig ist – und es ist nichts verloren. Dort vereinigen wir uns mit der Sprache der Theologen, hier mit der der Philosophen.

Es ist Etwas – unwiderstehbare Wahrheit! Es muß von Ewigkeit her Etwas gewesen sein (vom Nichts zum Etwas giebt's keinen Uebergang) – unaufhaltbarer Schluß!

Aber was ist's? Hier liegt der Sperrbaum, vor welchem die Simonide und Helvetius' still stehen.

Du denkst, Mensch: – aber erst seit Kurzem. Warst Du nun nicht immer ein denkendes Wesen, wo ist nun der Beweis, daß Du es immer bleiben wirst? In Deiner Perfectibilität? Aber setzt man ja unserer Organisation Grenzen. In der Analogie der Natur? Aber wir kennen ja kein einziges Wesen, welches den einmal erreichten Grad seiner Vollkommenheit nicht verlöre: aus dem Embryo wird ein Kind, aus dem Kind ein Jüngling, aus dem Jüngling ein Mann, aus dem Mann ein Gelehrter oder ein Narr, aus beiden wieder ein Kind. Die träge häßliche Raupe verwandelt sich in einen Schmetterling, den Stutzer im Insektengeschlecht, nie aber in einen Adler.

Wie? Der Sprung ginge also rückwärts? So ist es! Der Schmetterling kehrt, wenn er einige Zeit den Kohl oder die Blume umflattert hat, wieder zu den Elementen zurück (das heißt in den Staub), woraus er entstand.

Seht da ist das Räthsel. Alles dreht sich im Kreise, Nichts aufwärts. Ueberall ist nur Metamorphose. Das verkannte Etwas allein ist erhaben, selbständig, unveränderlich.



Ueber den Ursprung des Menschengeschlechts.

Die Philosophie, diese Aeüßerung der Vernunftfähigkeit, welche den Menschen von den übrigen Thieren unterscheidet, beschränkt sich nicht auf das Gegenwärtige, sie wirft auch einen spähenden Blick in die Vergangenheit, und wagt mehr oder minder wahrscheinliche Muthmaßungen über die Zukunft. Diese Muthmaßungen nun sind um so glücklicher, je besser sie die Gegenwart versteht. Mit einem Worte: Die Philosophie erklärt und weissagt.

Aber so wie sie sich mit der Erforschung beschäftigt, was die Dinge in dem uns allein erkennbaren Verhältnisse zu und sind, kann sie sich der so natürlichen Neugierde nicht erwehren auch zu fragen, woher sie sind. Nur wenig ist uns hievon zu wissen vergönnt. Dieses Wenige jedoch zu erforschen ist eine der interessantesten Arbeiten, womit der Philosoph, das heißt, der Beobachter der Natur und der Menschen, sich beschäftigen muß.

Woher das menschliche Geschlecht? Bewohnte es von allen Ewigkeiten her diesen fast kugelrunden Klumpen von Mineralien? Oder hat sein Dasein irgendeinmal angefangen? In diesem Fall: war das Ei älter oder die Henne? Dunkler Abgrund, in dessen Tiefe der Philosoph schwindelnd sieht!

Was mich bewegt, gegen die Ewigkeit des menschlichen Geschlechts zu sein, will ich hier eröffnen. Erstens scheint es mir, daß wenn Menschen von Ewigkeit her diesen Globus bewohnt hätten, so müßte die Zahl der schon Verstorbenen unendlich sein. Dies aber dünkt mich ein Widerspruch. Diese Zahl wächst noch täglich an, ist jetzt um viele tausend Einheiten größer als sie vor einem Jahrtausend war, und wird nach Jahrtausenden noch größer sein als sie jetzt ist.

Mir kommt also vielmehr vor, sie müsse trotz ihrem unaufhörlichen Zuwachse immer schon unendlich gewesen sein. Denn wäre sie je endlich gewesen, so hätte sie durch keinen endlichen Zusatz von Einheiten, den sie von einem gegebenen Zeitpunkte an bis auf den heutigen Tag erhalten hätte, unendlich werden können. Eine Zahl aber, die immer schon unendlich war und doch immer verwehrt wird, scheint kein geringer Widerspruch zu sein als der Satz der Theologen: $3 = 1$.

Ist nun die Zahl der Menschen, welche vor uns gelebt haben, endlich, so kann man nicht umhin sich in der Reihe der successiven Zeugungen im menschlichen Geschlecht einen Anfang zu denken. Dieser Satz, der bisher aus Zahlenbegriffen erwiesen ist, erhält eine neue Bestätigung dadurch, daß das Wasser irgend einmal die Oberfläche des Globus bedeckt hat, und daß die Fische ihn eher als Menschen bewohnt haben. Den Beweis giebt die Naturgeschichte der Erde.

Gewiß ist dieser Planet Jahrtausende hindurch eine Wassersphäre gewesen. Die Zeit, welche Alles verwandelt, und Bataver in Sümpfe setzt, wo ehemals Frösche lebten, erhob einen Theil der Oberfläche dieser Kugel über den Allozean und trocknete ihn zum Wohnplatz der Menschen und Ameisen.

Man sieht also, daß die Erde nicht immer geeignet war Landthiere zu herbergen. Unsere Urväter können nie wie Krabben und Krebse im Meere gelebt haben; ebensowenig auf den kahlen Alpenspitzen, welche der Fluch der Natur mit allen Schrecken der Unfruchtbarkeit und eines ewigen Winters drückt. Die Klippen können nicht das Asyl der Elephanten und Nashörner gewesen sein, welche der kalte Hauch der Luft auf Alpen und Cordilleren tödten würde.

Woher nun jene Urmenschen, welche selbst keine Eltern hatten? Epikur's Physik ist falsch und Lucrezens schöne Verse können sie nicht retten. Aus dem ungefähren Zusammenstoß lebloser Atome der Ursprung organisirter und empfindender Wesen erklären wollen ist Unsinn.

Unsere Stammeltern sind ebensowenig wie Schwämme aus der Erde hervorgewachsen. Wären Menschen aus Deukalion's Steinen entstanden, so müßte dies alte Wunder auch jetzt noch erneuert werden. Denn wenn die Welt ewig, nothwendig und unveränderlich ist, so ist dies ihre Natur auch, und sie hätte jene zeugende und bildende Kraft nie verlieren können, wenn sie je dieselbe wirklich besessen.

So wenig es aber der gesunden Physik gemäß ist zu glauben, daß mitten im Ocean eine wilde Insel sich selbst mit Menschen bevölkern könne, so wenig darf der Philosoph annehmen, daß der Globus – der sicherlich einmal eine wüste Insel mitten im ungeheueren Luftocean gewesen – seine ersten zweibeinigen Bewohner aus seinem Schoße gleich Pilzen hervorgetrieben habe.

Ein berühmter Forscher sagt: „Alle verschiedenen Theilchen mineralischer Körper, welcher Art sie immer sein mögen, sind todt; Unfruchtbarkeit und Grabesstille herrscht, wo nur Mineralien nackt und unbekleidet liegen.“ Wie wenig geschickt war also die Erdmasse, die Zeugin und Mutter der ersten Lebendigen zu sein.

Laßt auch sogar durch ungefähre Bewegung und Zusammensetzung gewisser Theile des Erdballs eine menschenähnliche Statue gebildet werden. Noch immer ist es kein Mensch, nur seine Figur. Prometheus muß Feuer vom Himmel holen und diesen Thon beseelen, wenn er zu Leben und Selbstgefühl erwachen soll.

Keine Physik, kein Mechanismus erklärt uns also den Ursprung der ersten Lebendigen. Für uns bleibt deren Entstehung immer ein Wunder, obgleich Wunder in dem einmal geordneten Lauf der Natur zuzugeben Unphilosophie und Mißkennung jener unwandelbaren Gesetze sein würde, nach welchen Jupiter seine Welt regiert.



Unsere Urahnen.

Wahrlich, das ist doch sonderbar, daß man immer noch dem alten Moses nachbetet, zwei Menschen hätten das ganze Geschlecht hervorgebracht!

Er selber rühmt sich nicht, Gott habe ihm dieses Geheimnis geoffenbart. Und wenn er es sagte, sind wir Christen einem alten hebräischen Gesetzgeber blinden Gehorsam schuldig? Ist seine Versicherung allein schon Beweises genug selbst für Dinge, welche miraculös oder außer der Natur sind?

O Armseligkeit, ewig an jüdischen, das heißt absurden Begriffen und Vorstellungsarten hängen zu bleiben! Dank denen welche das Vorurtheil vom Ursprunge des Menschengeschlechtes aus einem einzigen Paare zu zernichten streben!

Statt die Gründe für die Mehrheit primitiver Menschenrassen zu wiederholen, wollen wir in Kürze ein Argument prüfen, welches man aus dem Gesetze der Sparsamkeit für den Satz hergeleitet hat, daß nur ein Menschenpaar ursprünglich geschaffen worden wäre.

Man sagt, es sei der Gottheit unangemessen, Mirakel zu vervielfältigen. Mehrere Menschenpaare an verschiedenen Orten erschaffen bedeute mehrere Wunder thun.

Nicht doch! Die simultane Schöpfung von tausend Menschenpaaren, welche theils in Afrika, theil in der großen Tararey entstehen, ist nur Ein Wunder, nur ein Act des allmächtigen göttlichen Willens. Wenn Gott will, Könnte ein Deist sagen, daß hunderttausend Menschen entstehen sollen, so entstehen sie. Dies ist nur Eine Handlung der Allmacht.

Aber, wendet man ein, was durch Weniger geschehen kann, muß nicht durch Mehr geschehen. Alle Menschen konnten von einem einzigen Paare stammen, mehrere Paare von Urmenschen waren mithin überflüssig.

Dies sollte ich jedoch gerade nicht meinen. Denn welche unzählige Gefahren bedrohten nicht die unsichere Erziehung eines einzigen Menschenpaares, das mit so vielen Raubthieren zugleich die Erde bewohnte! Die Erhaltung dieses einzigen Paares wäre ein neues Wunder gewesen.

Weit sicherer erreichte die Gottheit ihren Zweck, wenn sie viele Menschen zugleich schuf. Gingen dann durch den natürlichen Lauf der Dinge auch verschiedene unter, so blieb doch immer noch Etwas davon am Leben, und die Bevölkerung der Erde – ohne Zweifel eine der göttlichen Absichten – ging geschwinder und sicherer von statten.

Aber, sagt man, was helfen alle Gründe a priori? Streitet doch das Zeugnis der Gechichte für den Satz: Alle Menschen sind Urenkel Eines Mannes und Einer Frau.

Welch´ ein Zeugnis! Bloss das der hebräischen Traditionen, womit die Leichtgläubigen noch immer die Weltgeschichte anfangen! Man weiß ja, daß in den Annalen aller Völker stets das erste Capital fabelhaft ist. Konnten denn nicht mehrere Menschenhaufen in weiter Ortsentfernung und anfänglich ohne alle Verbindung mit einander leben, also daß der eine nie von der Existenz des andern wußte?

Somit hielt sich jedes Menschenhäuflein für das einzige.



Unsere Bestimmung.

Sein oder Nichtsein! Was ist besser? Ist es besser bei einem reichlichen Abendessen zwischen Nymphen und Champagner zu sitzen, nach der Tafel zu tanzen, und nach dem Tanz mit einer Schönen das Lager zu theilen, oder ist es besser in ewiger Nacht zu sitzen, weder Tanz noch Langeweile zu kennen, und das Ei zu hüten, worauf Mutter Rhea brütet?

Ich kenne Niemand unter den Sterblichen, der darauf besser antworten könnte, als Dionys, der Schulmeister zu Syrakus. Er war weiland ein König, und besaß Alles, was zu einer angenehmen Existenz gehört: Tafeln, Equipagen, Jagden, eine Oper und ein Serail. Das Glück stürzte ihn in die Nacht zurück, das heißt, es machte ihn zum Schulmeister in einer Reichsstadt.

Der Augenblick, worin wir sind, ist schon nicht mehr da. Die ist die Devise des menschlichen Lebens. Drei bis vier Millionen Minuten! Kann man sagen, daß das gelebt war? In der That, die Zeit ist flüchtig, daß sie kaum eine Linie zwischen Leben und Tod zieht. Ehe wir uns auf's Genießen verstehen, leben wir nicht; und wenn die Zeit zum Genießen gekommen, müssen wir fort. Hui! Unser Auge ist noch eher fähig, irgend einen der Gegenstände, die das rasche Rad der Zeit an uns vorüberführt, zu fesseln, als es vielleicht dem Auge eines unsterblichen Wesens möglich sein würde uns selbst zu fixiren. So schnell ist unser Flug.

Was soll man also mit diesem Leben anfangen? Was ist demnach des Menschen Bestimmung? Wichtige Frage! Sie hat schon manche Perücke verwirrt, manchen Doctor zum Kannegießer gemacht.

Unserer sind ungefähr tausend Millionen Insecten, welche auf dem Hügelchen, das wir Erde nennen, täglich herumkrabbeln. Ein Drittel davon lebt beständig in der tiefsten Dummheit, das andere Drittel in der äußersten Gleichgiltigkeit. Wie können demnach Diejenigen Recht haben, welche behaupten, unsere Bestimmung wäre uns zu vervollkommen und für eine höhere Stufe vorzubereiten?

Oder hätten vielleicht Jene Recht, welche sagen, wir lebten um die Natur, des Himmels Geschenke zu genießen, mit Einem Worte: uns zu freuen? Aber die Hälfte der Menschen schmachtet ja in Armuth und Elend!

Sollen wir glauben, was eine gewissen Philosophie lehrt, daß der Mensch bestimmt sei zu essen, zu trinken und dann die Erde zu düngen, um einer bessern Race Platz zu machen?

Sind wir vielleicht nur Marionetten in der optischen Kammer, welche sich die Götter zum Zeitvertreib geschaffen haben?

Ach, umsonst lauschen wir und gucken hinter den Vorhang: noch ehe die Ouvertüre geendigt ist fällt er nieder, und wir sitzen zu Pluto's Füßen, der uns vom eisernen Throne heraub die Nebelkappe über die Augen wirft!



Ueber die Kunst zu leben.

Sarrasa hat über die Kunst stets fröhlich zu sein geschrieben. Ovid und sein Rivale le gentoil Bernard brachten die Kunst zu leben in ein System und verschönerten sie mit allen Reizen der Poesie. Ich weiß nicht, ob Jemand eine Kunst zu leben, die diesen Namen verdient, verfaßte.

Die Kunst stets fröhlich zu sein ist ein Hirngespinnst. Warum? weil ich mit meinem Liebling, dem Autor des goldenen Büchleins le e'sprit glaube: que l'homme n'est rien continuellement. Man kann nicht immer fröhlich sein, so wie man nicht immer zu lachen oder zu weinen vermag.

Aber die Kunst zu leben? Sokrates lehrt sie. Vielleicht hatte ihm Aspasia mehr davon beigebracht als sein Hausgeist. Einige Schöngeister trieben sie in der beneidenswerten Schule des trefflichsten Mädchens ihrer Zeit, der Ninon de Lenclos.

Wahrlich, die Philosophie ist nichts als die Kunst zu leben. Ich weiß allerdings, daß sie Einige für die Kunst zu sterben halten. Allein dieser Gesichtspunkt ist mir zu sublim.

Weit entfernt mit Hobbes und Rochefoucault den Tod für das größte Uebel zu halten unterschreibe ich in articulo mortis die sanfte Anschauungsweise des Montagne und seines Schülers Charron. Oder ich nenne, wenn man einen Dichter haben will – nicht den melancholischen Young, der seine überspannten nächtlichen Accente in jene der Uhu und der Käuzchen mischte – sondern den zärtlichen, schuldlosen, sorgenfreien Chaulieu.

Was ist der Tod!

Wie weit sind wir doch in diesem Punkte hinter der Philosophie der edlen Alten zurück! Wenn uns Täuschungen unentbehrlich sind, warum wählen wir denn nicht stets die reizendsten?



Formel zu einem politisch-chemischen Prozeß.

Ueber unsern Sinnen empfindbare Wirkungen sind alle Menschen einig. Sobald aber von den etwas verborgenen Ursachen dieser Wirkungen die Rede ist, so glaubt sicher jeder au fait darüber raisonniren, disputiren und decidiren zu können. Selten jedoch legt sich einer zugleich auf's Beobachten.

Hundert schreiben von einer Sache, welche Neun und neunzig davon gar nicht kennen, und Tausend sprechen nach, was jene geschrieben. weil sie zu dumm oder zu faul zum Selbstdenken sind. Auf diese Weise entstehen öffentliche Meinungen. Eine solche öffentliche Meinung ist die Religion.

Große Politiker und große Dichter haben freilich schon entschieden, die Religion sei eine Stütze des Staats, und in königlichen Cabinetsordern sieht man diesen Satz als unleugbare Wahrheit aufgepflanzt. Laßt uns ihn gleichwol unparteiisch prüfen.

Ich bin weder Staatsmann. noch Dichter, noch König; ich bin nichts als Natur= und Menschenforscher. Dies Studium treibe ich nicht mit und aus Büchern, sondern an den Gegenständen selbst. Auch brauche ich gegenwärtig keine Creditive, um mich zu meinem Berufe zu legitimiren; ich liefere Beweise.

Den Herren, welche so gern ganze Bände über Dinge schreiben, die sie durch einen einfachen Versuch ausmachen könnten, will ich zu ihrem Gebrauche ein Specificum mittheilen, wonach sie verfahren mögen, um, wenn mehrere Ursachen einen bestimmten Effect hervorrufen, die wahre zu finden.

Recipe: Wenn zwei Ursachen a und b vorhanden zu sein scheinen, welche die Wirkung c erzeugen, so sondere b ab und lasse a allein wirken. Findest du nun, daß c doch erfolgt, so schließe ohne weiteres Kopfzerbrechen, daß es die Ursache b allein thun könne. Und vice versa.

Folgt aber nach der Absonderung des Einen oder Andern die verlangte Wirkung nicht, so müssen wol beide Kräfte in Verbindung dazu gehören. Folglich wirkt keine für sich und an sich allein.

So erstaunlich simpel nun dieses Mittel ist, in einem verwickelten Falle die Wahrheit zu finden, so wenig Gebrauch wird dennoch davon gemacht. Man sieht Staaten blühen, Jeden seine Pflicht thun, bürgerliche Tugenden ausüben: Wirkungen, die keine Mensch leugnet: aber die Ursachen davon? liegen sie in Religion oder Natur?

Man ist gewöhnlich der ersten Meinung. Ohne Religion, glaubt man, lasse sich keine bürgerliche Verfassung denken; ohne Religion würde es keine gehorsame Unterthanen, keine Redlichkeit, keine Tugend geben; mit Wegnahme der religiösen Meinungen würde sich eine wohlgeordnete bürgerliche Gesellschaft in eine Räuberbande verwandeln. Folglich wäre die Religion einer der Hauptgegenstände der Gesetzgebung.

Um nicht in Zweideutigkeiten zu gerathen müssen wir gewisse Begriffe festsetzen. Ein Zusammenhang von Meinungen, welche ein übernatürliches, auf die Welt wirkendes, von der fühlbaren Materie verschiedenes Wesen betreffen, nenne ich Religion. Bürgerliche Pflicht den Gehorsam, den die Unterthanen den Obrigkeiten leisten, Abgaben und Dienste, kurz Alles, was im Kreise der öffentlichen Gesetze liegt. Gesetz eine Vorschrift, zu deren Beobachtung ich durch äußere Macht bewogen werde. Tugend den innern Trieb, der zu einer guten Handlung, zur Sittlichkeit und Menschenliebe bestimmt – ein ganz freier, selbständiger Trieb.

Fragt sich nun, wo liegt die Ursache zur Ausübung der bürgerlichen Pflichten, so antworte ich: bedient euch unseres Prozesses, sondert die Ursache a von der Ursache b ab und habt Acht, welche Wirkung daraus entspringt.

Zum Beispiel:

Hebt das Gesetz und seine Zwangsmittel auf; laßt die Geistlichen folgende Kanzelrede halten: „Liebe Christen und Schafe, ihr wißt, daß unser Meister und Herr seinem Jünger Simon Petrus befahl, den Zinsgroschen zu entrichten. Auch wißt ihr, daß geschrieben steht: gebt dem Kaiser was des Kaisers ist. Ferner sagt die h. Schrift: so Jemand von dir verlangt Eine Meile zu gehen, so gehe zwei. Unser Durchlauchtigster nun und seine Rätthe, die von der Lehre des Evangeliums entbrannt sind, haben alle Beamte, Soldaten und Büttel in die Hölle geschickt. Ferner hin wird man weder Steuern noch Dienste ausschreiben, sondern der Fürst verläßt sich auf euer Gewissen. Er weiß, daß ihr freiwillig, aus Religion, abtragen werdet, in Hoffnung der Seligkeit, welche Denen bereitet ist, die ihre Zinsgroschen ungemahnt darbringen und für Eine Meile zwei frohnen.“

Trügt mich nun meine politische Chemie nicht, so darf ich mir erlauben, die Leistungen, welche diese Predigt bewirken wird, auf mich allein zu übernehmen.

Wendet nun den Prozeß um, gebt ein durchaus weltliches Gesetz, laßt eure Büttel an der Rathhaustreppe ausrufen: „Morgen sind die Steuern zu bezahlen, daß ihr's wißt! Bei einem Thaler Strafe! Und übermorgen ist Hantreiben! Bei fünfzehn Jagdhieben!“

Ich wette, das Experiment wird sich selbst übertreffen, es wird zum Erstaunen wirken.

Was bewirkt demnach die Ordnung der bürgerlichen Pflichten, die Religion oder die Ruthe? Worin liegt der Haltpunkt der Gesellschaft, im Fanatismus oder in der Furcht? Ein faßliches, simples Experiment.

Bewirkt aber die Religion nicht wenigstens die Tugend? Laßt sehen. Ist Gottesfurcht die wirkende Ursache der Tugend, so müssen Alle, welche Religion haben, nothwendig tugendhaft sein. Dieser Schluß ist rund und schneidend.

Erkundigt euch nur bei Jenen, welche entweder aus Beruf oder Philosophie mit dem großen Haufen umgehen, die in täglicher Verbindung mit der Klasse sind, deren Gang ganz kunstlos, ganz natürlich und unverdeckt ist, und welche die Triebe der Handlungen dieser Klasse gar vor Augen haben: sie werden euch einstimmig sagen, wie sie mit Schmerzen wahrnehmen und sich es nicht verhehlen könnten, daß gerade die, welche am meisten Profession von der Religion machen, die Nichtswürdigen, wo hingegen die sogenannten faulen Christen und die Kirchenverächter größtentheils gute Bürger und edle Menschen wären. Ein Experiment, das auf der Gasse liegt, das Jeder machen kann und höchst wohlfeil ist.

Was wäre nun das Resultat unseres Prozesses? Das, daß der Satz: die Religion sei die Grundfeste des Staats, die Seele der bürgerlichen Gesellschaft, nichts weiter als ein Gemeinplatz ist, den eine gewisse Art Menschen kurzichtigen Gesetzgebern aufzubinden verstand, um ihre überflüssige Existenz zu bewahren.



Politische Kanzeln.

Nichts unter den vielen Dingen, die ich der Vollkommenheit meines Zeitalters abgehen sehe, nimmt mich so sehr ein, als die Errichtung von Bürgerkanzeln. Dies war meines Erachtens das Mittel, wodurch die Alten sich das Regieren erleichterten; dies war das Geheimnis der berühmten römischen Polizei.

Die Tribüne ist's, woher die schönsten Meisterstücke kamen, die wir von der Redekunst und der Politik des Alterthums besitzen. Sie ist's, die den Patriotismus entflammte, die Tyrannen erschütterte, den Verstand der Nation bildete und die bürgerlichen Pflichten lehrte.

Was hindert uns denn, neben jede Kirche, jede Capelle eine Volkskanzel zu stellen? Warum besolden die Regierungen nicht politische Redner, wie sie geistliche besolden? Sollte der mündliche Vortrag eines geschickten Volksredners nicht mehr Wirkung erzeugen als die schönsten geistlichen Sermonen? Kurz, warum rufen wir nicht die Industrie der Cicerone, Cäsare, der Demosthene zurück?

Stellen wir uns einen Augenblick zwischen diese zwei Kanzeln. Der Jünger St. Pauls declamirt, wie gewöhnlich, über einen langweiligen Gemeinplatz, so interessant als:

„Thara zeugte Abraham,
Abraham zeugte Isaac,
Isaac zeugte Jacob,
Jacob zeugte Benjamin,
Benjamin zeugte David.
In diesem liegt der Same aller Welt.“

Sein Gegenüber, der Schüler Cicero's dagegen ruft:

„Die Banken erzeugen den Geldwucher;
Der Geldwucher erzeugt den Credit;
Der Credit erzeugt den Luxus;
Der Luxus erzeugt den Verfall der Familie;
Der Verfall der Familie erzeugt den Abwerth des Landes;
Der Abwerth des Landes erzeugt Entvölkerung;
Entvölkerung ist die Quelle des Staatsuntergang.“

Je nun: welcher von diesen Sachen verdient mehr Aufmerksamkeit und Beherzigung, welcher enthält mehr Salbung, eilen wir zu St. Paul oder zu Cicero?



Die Seuche zu Abdera.

Apologie der Publicität.

In Abdera herrschte eine seltsame Seuche. Man ging nicht ohne die größte Vorsicht aus. Man verschloß seine Hausthüre und Fenster. Die Schergen liefen mit Wurfprügeln und Schlingen durch die Gassen; Die Aerzte verordneten Maikäferbutter und die Poltrone trugen Strümpfe und Handschuhe von Büffelleder.

Ein fremder Hund, der sich nach Abdera verlaufen, war Schuld daran. Zehn bis zwölf Spießbürger hatten sich's gefallen lassen müssen, von ihm gebissen zu werden, vornehmlich der Linnenbleicher Meister Grünauge. Alle litten an der Wasserscheu, mit Meister Grünauge aber ging's am schlimmsten: er lief auf allen Vieren, er reckte eine schwarze Zunge zum Halse heraus, der Schaum stand ihm vor dem Munde; er kollerte.

Dergleichen ward zu Abdera noch nicht erlebt worden. Alle Gevattern und Gevatterinnen liefen zusammen. Ein ehrbarer Rath berathschlagte. Die Prediger schrieten von den letzten Dingen, vom Ende der Welt. man sprach von Nichts mehr als vom tollen Hunde und dem Koller der zwölf Spießbürger.

Alles kam darauf an den Hund zu fangen. Sein Schicksal hatte der wohlweise Rath bereits entschieden: er sollte geviertheilt und über jedes Stadthor einer seiner Schinken aufgesteckt werden. Allein er war bereits in salvo.

Nun wurde von Bürgermeisteramtswegen eine Klopffagd auf alle Hunde anbefohlen. Der wohlweise Rath hatte die Ausrottung des gesammten Hundegeschlechts nothwendig erachtet. Ein Gerichtsdienner, von einem Trompeter begleitet, mußte in Abdera herumziehen und an allen Ecken ausrufen, wer einen Hund besäße, sollte ihn sogleich dem Abdecker einliefern, und sich bei schwerer Strafe hüten, einen dergleichen fernerhin zu beherbergen, ihm Aufenthalt zu gewähren, mit ihm Umgang zu pflegen u.s.w.

Inzwischen thaten die Maikäferbutter und die Diät ihre Schuldigkeit. Die Patienten überstanden die Krankheit völlig, die zurückbleibenden Narben ausgenommen. Das Hundegeschlecht aber war mittlerweile vertilgt.

Was geschah nun? Hausdiebstahl und Straßenraub nahmen überhand; Bettler stießen die Thüren ein; das Wild hauste erbärmlich in den Feldern, die Jagd hingegen war um die Hälfte heruntergebracht.

Jetzt begann Jedermann der Nutzen der Hunde einzuleuchten.

Von ewigen Zeiten her war's zu Abdera Sitte, mit der Tabakspfeife im Munde und einem Hunde an der Seite zu Bier zu gehen. Da letztere nicht mehr existirten riß eine neue Seuche unter der Bürgerschaft ein: die Langeweile. Bei Tausende starben dahin, und innerhalb drei Jahren glich die Stadt Abdera einem Leichenacker.

Nun gingen dem Rathe die Augen auf. Er empfand seinen Irrthum. Er erkannte, daß ein Dutzend kollernder Bürger weit erträglicher sei als ein allgemeiner Schaden. Man verfaßte eine Ehrenerklärung für die verfolgten Thiere und setzte sie wieder in den vorigen Stand ein.

Nehmt für die Hunde Journalisten, für Meister Grünauge die Unterdrückungs- und Verfolgungswuth, für Abdera das Publikum: so habt ihr den Sinn meiner Fabel.



A quelque chose le malheur est bon.

Man muß gestehen, das Revolutionsfieber ist ein garstiges Ding. Es ist die maladie honteuse der Politik. Welche Wehen macht es nicht! Bei jedem rauschenden Blatte zittern übeleingerichtete Regierungen, bei jeder sauern Miene eines entschlossenen Mannes taumelt ein schlechter Beamter. Man sagt, daß in gewissen Städten den Rathsherren der Schweiß auf die Stirne tritt, wenn sie einer Laterne begegnen. Vermuthlich wird es bei dem grossen Friedensschlusse, womit sich einige Weltbeglückter beschäftigen, mit in den Vertrag kommen alle Laternen abzuschaffen.

Allein die Natur thut, wie das alte Sprichwort sagt, nichts umsonst. Wäre kein Aufruhr mehr in der Welt, so hätten ja die Dummköpfe und Aufklärungfeinde keine Gelegenheit, die Philosophie und alle Wissenschaft zu verschreien; manchem bössartigen Beamten entginge ein Mittel sich an einem Unterthan zu rächen, sei es auch, daß er ihn bloß anschwärze; Neid und Niederträchtigkeit verlören eine schöne Gelegenheit ehrlichen Männern eine Klette anzuwerfen.

So ist also auch dies Unglück zu Etwas gut. Es lebe die Revolution! Unterdessen möchte ich doch gewissen Herren in's Ohr flüstern: ein Philosoph schätzt den Pöbel zu gering, um seine Ruhe für ihn aufzuopfern. In seinen Augen ist die Welt nicht werth, daß sich ein Weiser um ihr Schicksal kümmert. Man fordert zu viel, wenn man glaubt, daß sich die Vernunft für Schurken und Narren in Gefahr setzen müsse.



Die letzte Revolution.

Einer meiner Freunde, ein schlichter Landgeistlicher, der die Chronologie zu seinem Privatstudium erwählt hatte, behauptete, wenn man der Menschengeschichte mit einiger Aufmerksamkeit nachginge, so müßte sich unbedingt finden, daß von ohngefähr fünfhundert zu fünfhundert Jahren der Welt eine Haupterschütterung bevorstehe.

Zum Beispiel: Vom Jahrhundert Alexanders des Großen, das hieße vom Jahrhundert des Sophokles, Plato, Euklides, Apelles u.A. oder von den eigentlich historischen Zeiten angefangen treffe man um 316 auf die Constatistische Epoche, nämlich den Flor des Christenthums und den Sturz der heidnischen Mythologie. Damit ändert sich die ganze Moral der bekannten Welt.

Ein halbes Jahrtausend später erscheint Karlmann; in der Mitte des sechszehnten Säculums Luther.

Hieraus schloß er, daß die Gährungen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sich fortsetzend endlich zu einer die ganzen Menschheit erfassenden Revolution führen müßten, und daß diese den geschichtlichen Prämissen zufolge ungefähr im Jahre 2440 sich vollenden dürfte.

Ich setze hinzu, daß mein Freund weder ein Schwärmer noch ein Plattschädel war. Er spielte in seiner Hütte eine Art von Pyrrhoniker, das heißt, er glaubte weder an die Aufklärung noch leugnete er sie.

Hierauf ist jedoch zu versetzen, daß es solcher Berechnungen gar nicht bedarf, weil die Bahn, welche der Menschenverstand betreten, unaufhaltsam fortgesetzt nothwendig zu einem Ziele führen muß. Auf dieser Bahn muß die Nachwelt zu der großen Wahrheit gelangen, daß die Gesellschaft zu ihrer Erhaltung keiner positiven Religion bedarf. Und dieser Fund wird das ganze System der Sitten und Gesetze umändern.

Der Grundsatz, daß der Staat nicht ohne Religion bestehen könne, ist eine Steckenpferd für Tyrannen, welche kein anderes Vehikel besitzen um sich zu behaupten. Bricht dieses Pferd zusammen, so hört der Lohn auf ein Tyrann zu sein. Die Gesetzgebung verändert ihre Achse. Das an der Leine führen und das Häckerlingfüttern in der politischen Reitschule kommt ab.

Dies dürfte allerdings die wichtigste Epoche sein, nämlich die Epoche des Völkerglücks, der tugendhaften Regierungen, der Menschenfreiheit und der Harmonie der Gesetze.



Ueber den Selbstmord.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß der Selbstmord bei uns in dem Maße zugenommen, als die Stimmung der Andächtigkeit und Gläubigkeit verloren gegangen und die Philosophie zu herrschen begonnen.

Einst gab es, wie wir wissen, eine Zeit, wo jene Sünde heroisch war: es war die Zeit der Catone, des Antonius, des Otho. Damals galt es als groß unter seiner eigenen Faust zu sterben.

Die Religion trat aber auf, und nun änderte sich die Mode. Sollten ein Biron, ein Montmouth, ein Montmoreney etwa weniger Muth besessen haben als die Brutusse, weil sie den Henkertod wählten? Nein! die Gewohnheit brachte es mit sich. Fünfzehn Jahrhunderte zuvor würden sie sich mit so kaltem Blute den Degen in die Brust gestoßen haben als Andere.

Sie wird jedoch wiederkommen, die Epoche der Religion. Denn, wie ich die Umwälzung unserer Denkungsweise nirgends anders begründet finde als in jenem sichtbaren und ewigen Naturgesetze, vermöge dessen sich alle Dinge im Kreislaufe fortbewegen, so muß sie ihre Periode wieder erhalten.

Eine neue Religion wird sie ablösen.



Ueber die Pfuscherei der Reiseschreiber.

Mit welchem Rechte prahlen die Reiseschreiber, daß sie uns durch ihre Zerrbilder aufklären? Man hat in der Naturlehre die lächerliche Eintheilung der menschlichen Temperamente in vier Formen abgeschafft: in der Ethnographie aber unterhält man uns immer noch mit Nationalcharakteren. So wahr ist es, daß wir von der Natur zu Pedanten bestimmt sind.

Nichts widerspricht dem gesunden Verstande mehr. Bestimmt etwa das Klima unsern Charakter oder die Lage, worin uns das Schicksal versetzt? Ueberall sind die Reichen trotzig und der Pöbel kriechend, die Soldaten stolz, die Pfaffen tückisch, die Verliebten eifersüchtig, die Stutzer fade und die Schönen gefällig. Ueberall sieht das Volk die Freiheit, der Regent die Macht, und der Pöbel das Geld. Ueberall gibt's dummstolze Junker, steife Bettler, rasende Schwärmer und platte Reisebeschreiber.

Der schöne Geist aber kennt nur zwei Menschenklassen: Feine Welt und Pöbel. Diese Eintheilung ist ganz einfach, sie paßt auf alle Länder; aber sie ist freilich nicht das Fait der Reisenden nach der Mode.

Diese Herren reisen nicht um die Welt zu beobachten, sondern um Bücher zu machen. Auch haben sie es dahin gebracht, daß das Reisehandwerk bis zum Zigeunerleben herabgewürdigt ist.

Einer meiner Freunde pflegte die reisenden Gelehrten unseres Tages mit den Musterreitern zu vergleichen. Nichts ist treffender. Sie haben dies mit ihnen gemein, daß sie uns den Schund anhängen, uns überlaufen und ihr Leben in Kneipen hinbringen.

Wenn einst eine Reichsstreiferei auskäme, so müßte man sich wundern, wenn nicht reisende Gelehrte eingefangen würden.



Jupiter und die Schafe.

Unter den Heerden Jupiter's war bekanntlich die zu Elis eine der vorzüglichsten. Sie war es, aus deren Wolle die berühmten Unterröcke der Frau Juno gesponnen worden.

Einst fuhr der Satan unter sie. Die Schafe bekamen das Drehen oder den Tollwurm. Alles lief unter und über. Man kündete Jupitern den Schutz auf, man verjagte die Hirten, man schwur sich eine eigene Regierung errichten zu wollen – und das Alles aus dem Rechte der Natur und der Schafsfreiheit.

Einige Wölfe, die hinter den Schafställen verborgen lauerten, bemerkten diese Wuth. Flugs zogen sie Schafskleider an und gaben sich für Volkstreue aus. Courage! riefen sie, der Zeitpunkt ist gekommen sich frei zu machen. Eure Tyrannen begnügten sich nicht damit, daß ihr eure Felle dem Olymp zum Opfer bringt, sie wollten euch auch, unerhörte Barbarei, in der Dummheit erhalten! Das heißt, man will euch das Hirn noch anbohren und Schropfköpfe an die Ohren setzen!

Nun ward der Aufruhr allgemein. Zu den Waffen! So hallte es durch die ganze Heerde. Jeder versah sich mit einem Hafersack und steckte eine Kokarde sammt einem Federstutz auf. Schlau hielten sich die Wölfe hinter der Heerde, um die armen Schlachtopfer, welche im Felde blieben, für sich einzutreiben.

Voll Rührung und erhabenen Mitleids blickte Jupiter auf diese Verwirrung herab. Er schickte ihnen zuerst den Pan, daß er ihnen auf der Flöte vorpfeife und sie zur Ruhe bringe. Da dies nichts half, befahl er dem Aeskulap seine Kunst zu versuchen.

Umsonst. Beim Anblick des Gottes der Aerzte fiel den Schafen der Trepan ein, und diese Vorstellung machte sie rasend. Sie stießen die Köpfe zusammen und stürmten dem Himmelsboten entgegen.

Da erzürnte sich Jupiter. Er schüttelte die Locken seines Hauptes, und plötzlich war die Schafheerde zerstoßen. Die Wölfe fanden ein Loch im Sacke.

Und so ungestraft lässest Du sie davon kommen? fragte der Götterath.

Aber, antwortete Zeus, würde mit ihre Haut den Schaden ersetzen?



Das Banket der Fakirs.

Einst gefiel es dem Großmogul von Indostan ein alle Fakirs zu bewirthen. Kaiserliche Eilboten gingen in alle Klöster und auf alle Straßen dieses unermeßlichen Reichs, die ganze Familie der Bettelpfaffen zu einem Gastmahle einzuladen, das ihnen das Oberhaupt des Staats an seinem Geburtstage zu geben beschlossen.

Eine unzählbare Menge Fakirs aller Farben, in weißen, grauen, schwarzen, braunen, scheckigen Kutten fand sich ein. Das Mahl war auf's Leckerste zubereitet. Die geistliche Heerde ließ sich's schmecken, sie ward munter, sang, pfiff, scherzte. Und nichts war lustiger als dem Tanze beizuwohnen, womit sich das Fest endigte, die Bettler und ihre zum Theil sehr zerfetzten Gewänder herumfliegen zu sehen.

Da erscheint der Großmogul, und die Gesellschaft wird bestürzt. Sein ernster Blick versteinert die Anwesenden, und sein majestätisches Aeußere befiehlt ohne Weiteres ehrfurchtsvolles Schweigen. Alles greift zum Rosenkranz, um die Begriffe des Herrschers zu betrügen.

Nachdem dieser durch einen dreimaligen Blick gen Himmel seine Anbetung Brama's ausgedrückt, hält er folgende Ansprache:

„Ehrwürdige Gefährten der Gottheit, welche Indostan verehrt, empfängt den Dank eures Dieners für die Gewogenheit mit seinem Gastmahl vorlieb genommen zu haben. Niemand hegt aufrichtigere Ehrerbietung für die Würde eures Berufs und die Heiligkeit eures Wandels als ich. Ich sehe, daß ihr euch eures göttlichen Meisters vollkommen würdig zu machen sucht, indem ihr alles Fleischliche verachtet, allen Sinnenreiz verabscheut. Mit Bewunderung betrachte ich eure vom Ungeziefer beschwerten Kutten, eure von Geißelungen zerfetzten Schultern, und den Unrath an euren Hälsen und Händen.

Traute Freunde Brama's! Lange genug habt ihr eure Demuth erwiesen, lange genug der Natur zu wieder gehandelt und eure Menschlichkeit verleugnet. Tretet wieder in eure Rechte! Fort mit diesen Lumpen, denn sie sind der Gottheit unwürdig! Man bringe die Garderobe herbei, die ich für meine werthen Gäste bestimmt habe! Da ich weiß, daß ihr ohne Geld lebt um euch brauchbar Kleidung gegen Hitze und Frost zu schaffen, und mir an eurer Erhaltung sehr gelegen ist, so ersuche ich euch von mir solche anzunehmen, als ein Geschenk, womit ich dieses Gastmahl zu vervollständigen gedenke.“

Nach diesen Worten treten Slaven herein, welche seidene und tuchene, gold= und silberverzierte Gewänder ausbreiten. Die Fakirs verschmähen sie. Aber vergebens sträuben sie sich, die geschäftige Höflichkeit der von Soldaten unterstützten Slaven hat sie schnell entkleidet. Der Großmogul läßt dann Wagen herbeikommen, um die Fakirs, denen die Thränen über die Wangen herabströmen, einzupacken und an Ort und Stelle zu schaffen.

Nachdem die Säle gelehrt sind, befiehlt er die alten Kleider aufzuschneiden, und man findet einen ungeheuren Schatz von eingenähten Goldstücken und Juwelen, welche der Großmogul seinem Schatzmeister mit den Worten zur Aufbewahrung übergibt: „Lerne, wie die Gottheit belohnt, was man an den ihrigen thut!“



Das Land der Wahrheit.

Die Welt ist ein Wirtshaus, und wir sind Trunkene, die bei ausgelöschten Lichtern darin herumtappen.

Hirkan, ein Einsiedler an der Quelle Ida, bat einst die Gottheit, daß sie ihm den Weg zur Wahrheit zeigen möchte. Die Gottheit winkte einem Engel. dieser nahm ihn und stellte ihn auf die Spitze des Kaukasus.

Vor sich erblickte er ein Thal. Dort lagen Menschen zu Tausenden in tiefstem Schlafe. Zur Rechten sah er einen finstern Wald voll Hohlwege, Kreuzpfade und Labyrinth. Man hörte schmetternde Töne wie von wilden Jägern. Die Wanderer drehten sich in unaufhörlichen Cirkeln. Zwar war der Wald mit Wegweisern versehen, aber wer sie auch verstehen konnte und ihnen nachging, gelangte zuletzt an eine hohe Mauer. Hier stand er, er vermochte nicht sie zu übersteigen. Zur Linken zog sich ein etwas lichter Hain dahin. Er schien mit schnurgeraden Straßen durchbrochen zu sein. Treppenweise stieg man einen Berg hinan. Hatte man aber dessen Spitze erreicht, so öffnete sich dem Auge ein unermeßliches Meer mit tobenden Wogen, Schlünden, Wirbeln, Klippen und Abgründen zum Grausen. Wer sich ohne ruhiges Augenmaß darauf wagte, der war verloren. Mitten durch indeß ergoß sich ein Fluss, so wie der Rhein durch den Bodensee strömt. Den mußte man genau verfolgen. Es erforderte freilich Arbeit; allein mit dem Compaß in der einen und dem Senkblei in der andern Hand ließ sich fortsegeln.

Jenseits dieses Meeres nun, in unerreichbaren Fernen, gewahrte man ein Land. Nebel bedeckte es so dicht, um ein dahinter verborgenes Licht gerade durchschimmern zu lassen. Ob dies Land bewohnt war, das ließ sich nicht errathen. War dem jedoch so, mußten es Geister sein, welche dort hausten, keine Menschen. Ewige Ruhe blickte hervor.

Das Thal, erklärte hierauf der Engel dem Einsiedler, ist das Thal der Einfalt. Die Du dort schlafen siehst, nennt man die Gläubigen.

Der Wald ist der Wald der Demonstrationen. Was Du für wilde Jäger nahmst, das sind Logiker, Systematiker und Kirchenväter.

Der Hain ist der Aufenthalt der Probabilitäten.

Das Meer ist die See der Zweifel, getheilt vom Strome der reinen Vernunft.

Das Land dahinter ist das Land der Wahrheit. Hier hast Du einen Wanderstab, geh´ und siehe, wie Du es findest!

Der Einsiedler warf sich in den Staub. Unerforschliche Götter, rief er, wie darf es ein Sterblicher wagen, in den Nebel zu dringen, womit ihr euch umhüllt habt! Wie sollten die Augen eines schlichten Erdenwallers das Licht ertragen, in dessen Quelle die Wahrheit thront. Nimm Deinen Stab zurück, erhabenes Wesen, und laß mich schlummern im Thale der Einfalt.



Hafiz=Rhamid.

Hafiz=Ramid war einer der berühmtesten Sultane zu Kandahar. Sein unermüdlicher Trieb ging dahin, sein Volk groß und glücklich zu machen, indem er es aufklärte. Diesem Triebe opferte er seine Ruhe, seinen Schatz, sein Dasein. Er errichtete zu diesem Zwecke eins der schönsten Heere, belebte den Handel, gründete Volksschulen und goß in alle Theile der Regierung Geist. Tausend neue Gesetze, wovon das letzte immer das Meisterstück zu sein schien, reichten einander die Hand.

Aber das Erzieherhandwerk ist undankbar. Vergebens sagen die Philosophen, daß der Mensch von Natur ein gutartiges Thier sei: der lebendige Beweis, daß er von Natur böseartig, ist der, daß er immer seine Wohlthäter verfolgt hat.

In Kandahar war zum Beispiel der Gebrauch, daß wenn die Bauern etwas zu Markte schafften, sie die Waare auf die eine Seite ihres Esels und auf die andere eben so viel Steine luden. Hafiz gab die Verordnung, daß fernerhin die Waare in zwei Gleichgewichte vertheilt, mithin dem Lastthier eine doppelte Lieferung aufgeladen werden solle. Hierdurch gewann der Landmann Zeit und Geld, und das Thier Erholung.

Zur Unterstützung dieser Verordnung ließ der Kaiser auf seine Kosten eine Tragkorbfabrik anlegen; denn er wußte allzuwohl, daß man den Menschen immer den Leuchter neben das Licht stellen müsse.

Sollte man nun nicht glauben, daß eine so einfache, einleuchtende und nützliche Anordnung den allgemeinen Beifall gefunden haben wäre? Nein, die Kandaharen fluchten, schrieben über Neuerungen, über Tyrannei. Sie behaupteten, das Gesetz ziele dahin, die kaiserliche Korbfabrik empor zu bringen und die Accise zu vermehren.

Unter den Kandaharen herrschte eine Art Scharbock, eine sehr eingerotete und tödtliche Krankheit. Die Aerzte suchten ihr Entstehen in dem Genuße einer gewissen Chocolate, welche aus dem benachbarten Cachemir eingeführt wurde. Der Sultan verbot die Einfuhr, das Volk belehrend, daß der im Lande erzeugte Wein ein weit edleres und zuträglicheres Getränk sei, und das durch die Cultur der Weinberge eine Menge Geld im Lande verbleibe.

We könnte die Unzufriedenheit ausdrücken, welche darüber entstand! Der Pöbel klagte über Aushungerung, die Gelehrten schrieben über die Gefährdung der Volksfreiheit. Umsonst predigten die Aerzte. Wenn wir nun sterben wollen? antwortete man ihnen.

Unter den Frauen von Kandahar wüthete von Alters her eine der unmenschlichsten Sitten, die Gewohnheit, sich auf dem Grabe des verstorbe-

nen Mannes zu verbrennen. Hafiz verbot sie als einen Mißbrauch der Natur und Religion. Will sich jedoch, setzte er hinzu, ein Weib durchaus verbrennen, so soll sie es für sich thun, also ohne alles Aufsehen.

Dieser Zusatz benahm der Gewohnheit ihre schönste Seite. Die Nation empörte sich. Der Sultan wurde als Weiberfeind und Menschenhasser ausgeschrieben. Was! zeterte der Pöbel, alte Herkommen abschaffen? Er ist ein Atheist! versetzten die Fakire.

Der Tumult drang zu den Ohren des Monarchen. Verblendetes Volk! rief Hafiz=Rhamid aus, du zürnst, weil ich dich glücklicher machen will als du bist!

Jetzt mußten Herolde beim Schalle der Trompeten verkünden: Zu wissen, der Wille des großen Hafiz=Rhamid ist: die Narren sollen fernerhin nicht gezwungen sein klug zu werden!

Nun hätte man des Publicums Entzücken sehen sollen! Opern, Freudenfeuer und Illuminationen nahmen kein Ende; alle Chocoladenbuden waren mit Blumenkränzen, alle Schänken mit vergoldeten Zeigern geschmückt: „Vivat Hafiz!“ ertönte es aus allen Gassen, „Vivat der Freund der Freiheit, der Abgott seines Volks!“

Dieser Rausch währte einige Jahre. Da kam die Nation von selbst, dem Sultan ihre Privilegien zu Füßen zu legen und ihn zu bitten, er möchte sie seiner Gesetze würdigen.

Die Volksstimme ist der Richter der Könige, die einzige Macht, welche über ihnen steht. Wenn wir Alle Nein sagten, so möchte ich den König sehen, der noch Ja sprechen dürfte.

Aber fürchtet sie niemals, ihr Regenten. Laßt ihr Zeit. Sie ist eine Frucht, welche langsam reifen muß, um abzufallen. Sie entspringt allzuseichten Keimen und hängt an allzuleichten Fäden, um jemals Consistenz zu erhalten. Ein gewisses Maß Geduld, Mäßigung und Temporisirung überwindet die hartnäckigsten Vorurtheile.



Das Krankenlager des Schmetterlings.

Gestern ging ich über eine Wiese, welche zu meinem Zeitvertreibe gehört. Ich beobachtete dort einen Schmetterling. In sanften Zuckungen hing er an

einem Rosenlaube, dem Tode oder, wie man richtiger sagt, seiner Verwandlung entgegenarbeitend. Neben ihm saß ein schwarzer Käfer, und es schien mir, als ob dieser sein Beichtvater wäre.

Ich war begierig wie der Krankenprediger eines Schmetterlings sich ausdrücke, oder vielmehr die Philosophie eines Käfers kennen zu lernen. Und da mir eine Fee bei meiner Geburt die Gabe verliehen, die Sprache der Thiere zu verstehen, so näherte ich mich.

„Glänzender Liebling der Natur,“ sprach der Käfer, „dein Tod hat eben so viele Reize als dein Leben. Du erfülltest deinen Beruf, indem du es im Genuße des Vergnügens, der Wollust und aller Güter, welche dir die Natur schenkte, hinbrachtest. Von Blume zu Blume flattern ohne eine zu verderben, ihre Säfte kosten ohne sich zu berauschen, jeden deiner Augenblicke verschönern: das war dein Thun. Sei glücklich! Unbekümmert um die Zweifel, welche andere Insecten quälen, wirfst du dich nun in die Arme der Natur, und dein Tod ist nichts als das Ende eines angenehmen Irrthums.“

Hier starb der Schmetterling. Ich bewunderte des Käfers Redekunst.

„Fliehe sanft dahin, schönes Seelchen!“ fuhr er fort, indem er seinem Freund die Augen zudrückte. „Ich will deine Hülle hier unter diesem Rosenstock begraben. Vielleicht duften im künftigen Frühling einige Stäubchen von dir am Busen einer keuschen Jungfrau. Dann wird sich deine Verklärung vollenden.“



Monolog einer Milbe im siebten Stockwerk eines Edamer Käses.

Auf einem silbernen Teller befand sich einst ein Edamer Käs, und nahe dabei ein Talglicht, welches den Käs bestrahlte. Milben hatten sich, durch die innere Gährung seiner organischen Partikeln, im Käse erzeugt. Unter ihnen war eine Philosophin, welche dem Ursprung und der Bestimmung des Käses und der Milben nachdachte. Je-mand, der den Käs zu essen im Begriff war, belauschte ihren Monolog mit dem Ohr jener Geniemänner, welche die Sphären singen, die Nerven stimmen, die Flöhe husten hören.

Man fragt mich nicht, wie Das möglich war. Die Frage über das Wie der Dinge ist oft indiskret, und wir könnten eher allgemeine Zweifler werden, als sie in jedem Falle beantworten. Genug, dieser Fürwitzbeutel vernahm die Milbe so reden.

"Wie lieblich duftet dieser Käs! Wie ambrosisch ist dieser Geschmack! Wie nahrhaft diese Speise! Wie bequem meine Wohnung! Eine unermessliche, durchaus eßbare Welt.

Wie mächtig, wie wohltätig muß der sein, der den Käs machte, ihn für Milben schuf! Unser Sein war sein Wille, unser Wohlsein sein Zweck. Denn vom Nutzen eines Dings schliessen wir auf seine Absicht.

Ich gehe weiter: Dieser Käs ist der beste unter den möglichen. (Der Eigentümer hielt ihn für versalzen). Der Beweis ist simpel. Hätte der Urheber einen besseren machen können, so würde er ihn vorgezogen haben. Warum sollte er das Vollkommene dem Mittelmäßigen nachsetzen!

Jener glänzende Körper, der aus ungemessener Ferne meinen Käs bestrahlt (hier lächelte die Milbe gegen das Talglicht) was kann er sein, als unsere Laterne? Wie erquickend, wie wohltätig ist sein Licht! Wie anpassend der Organisation meiner Augen. Ja, das Licht ist um der Milben willen gemacht.

Glückliche Milben! Ihr seid Mittelpunkt – Endzweck aller Kombinationen der Welt. Euch erfreuet das Licht. Euch duftet der Käs, Euch laden seine fetten Partikeln zum Genusse ein.

Aber eben darum, weil Milben der Zweck sind, dem die Natur alle ihre Werke, als Mittel, subordiniert hat; eben darum, erhabene Milben, ist diese ephemere Existenz nicht das ganze Erbteil, welches die Natur euch beschieden hat.

Sollte sie nicht ewige Zwecke lieben? Sollte der Zirkel der Allnatur ohne seinen Mittelpunkt, worauf alle Strahlen sich beziehen, bestehen können? Nimmermehr! Milben: ihr seid zu den erhabensten Aussichten bestimmt. Eure Existenz; in der Höhle des Käses ist nur der rosenfarbene Morgen eines schönen Tags, dessen Mittag eurer wartet.

Die sublimen Gedanken, welche itzt meinen Geist beschäftigen, sind mehr als die Wirkung meiner Organisation. Es ist wahr, ich kenne meinen Körper, die inere Natur seiner Elemente, die Art ihrer Zusammensetzung beinah gar nicht. Aber dennoch kann ich a priori bestimmen, welche Wirkungen aus dieser Zusammensetzung möglich sind, und welche nicht."

So eben wollte die Rednerin von der Zukunft weissagen, und die Natur der Käse, welche sie künftig bewohnte, und zum Teil essen würde, auf unzähligen, wie sie meinte unumstößlichen Grundbegriffe der Milben metaphisik zu demonstrieren beginnen, als der Zuhörer, vom Mitleid über ihre Mühe gerührt und um ihr eine langwierige Reihe Syllogismen zu ersparen, die Rednerin samt dem Katheder, worauf sie stand, in den Mund steckte und verschlang.

Man sagt, sie habe noch zwischen den Zähnen des Würgers behauptet, ihre Erhaltung, ihr Wohl sei der Endzweck der Natur.



Meditation.

Ich war in der Kirche: ein Fall, der sich nicht häufig ereignet. Nicht als ob ich den Gottesdienst flöhe: ich weiß vollkommen, daß es sehr ehrbar ist, wenn man sich dort sehen läßt; ich kenne die Salbung, welche im Worte Gottes liegt, wenn es einer seiner Diener von der Kanzel herab mit Geschick und Eleganz verkündet; ich habe unendliche Hochachtung vor dem Predigerorden. Allein es ist so kalt in unsern Kirchen! Wir sind noch nicht so klug, den Wintergottesdienst in geheizte Säle zu verlegen. Dann zerstreut mich auch die Decoration der Scene. Man will die Mode, Gala vor Gott zu machen, nicht abschaffen. Und außerdem kann ich den Kerl nicht leiden, der mit seinem Bettelbeutel herumläuft und mir die Lanze unter die Nase hält, wenn ich gerade in der erhabendsten Begeisterung über die Phrasen des Magisters bin. Man sieht, daß ich Grundsätze liebe.

Ich merkte mir folgende Wendung der Leichenpredigt, welche ich hörte.

„Was ich euch, meine Freunde, von der göttlichen Haushaltung zu entdecken vermag, das ist, daß Gott nicht gern auf Morgen verschiebt, was er heute thun kann.“

Frappanter Gedanke! Die Götter wären also noch vorsichtiger als unsere Schulzen. Wahr ist es, es schien ein wenig anmaßend, daß sich der Magister zum Hausmarschall Gottes aufwarf. Es handelte sich nur um ein altes Weib, und so viel Verschwendung von Witz schien sie nicht werth zu sein. Indeß mußte man erstaunen, mit welcher Fertigkeit der Redner von diesem Satze auf das Lob der guten Haushälterin und dann der seligen Marey hinübersprang. Dieser Sprung machte mich schwindelig.

O Benjamin Schmolck, mein Held, mein Muster! Heil Dir! Du erschütterst den Geist nicht durch Seiltänzersprünge, bei Dir trifft man weder Witz noch Geschmack an! Ruhig segelst Du an der Küste des Evangeliums Matthäi entlang, treu seinem Spruche: Selig sind die Einfältigen. Sei mir fortan was Du immer warst, mein Unterhalter beim Regen= oder Thauwetter, meine Zuflucht gegen kalte Kirchen und witzige Predigten!



Er und Sie.

„Sie heißen doch schwache Geschöpfe!“

„Weil sie vom Manne genommen sind. Die Männer sollten aber über diesen Gemeinplatz erröthen. Er ist eine Satire auf sie. Denn entweder müßt ihr eingestehen, daß wir nicht schwach sind, weil wir von euch gekommen sind, oder ihr müßt aufhören stark sein zu wollen, weil ihr jetzt von uns kommt.“

„Und er soll dein Herr sein!“

„So lautet nun freilich der Priesterspruch am Altare; aber Dingrecht bricht Landrecht. Der Besitz, den Adam von diesem Rechte im Paradies nahm, indem ihm Eva den Apfel reichte, ist wenigstens sehr unvollkommen!“

„Ihr Weiber seid unterthan euren Männern!“

„Nichts ist billiger. Aber der Spruch: ihr Männer seid discret! der unmittelbar vor jene Stelle gehört: „denn das Weib ist des Mannes Ehre“, fehlt vermuthlich durch den Unfleiß der Abschreiber.“

„Das Unheil kommt nicht vom Manne, sondern vom Weibe!“

„Hierüber läßt sich manches reden. Erstlich ging das Verbot nur Adam an, denn es scheint, daß das Weib noch nicht erschaffen war, als es an ihn erging. Wenigstens wissen wir gewiß, daß sich Gott blos zum Manne ausdrückte: „davon ich Dir gebot und sprach, Du sollst nicht davon essen.“ Hinterher ist die Ausrede Adam's „das Weib betrog mich“, abgesehen von ihrer Unhöflichkeit, sehr fade, denn sie konnte ihn doch nicht zwingen. Freiwilligen aber geschieht nicht unrecht. Ueberhaupt liegt hier eine für euch, meine Herren, sehr kritische Alternative. Entweder war das schöne Geschlecht schon erschaffen, und dann scheint's, Gott habe dessen Vollkommenheit zu gut erkannt, um ein Verbot gegen die fatale Frucht nöthig zu finden, weil er es nur dem Manne ertheilte. Oder wir waren nicht da, und dann müßte Adam die unvergleichliche Sotisse begangen haben, Eva nicht ordentlich über den Baum zu unterrichten. Das erstere ist noch wahrscheinlicher als das zweite, denn Gott sprach: „Adam möchte sich gelüsten lassen.“ Von Eva besorgte er das nicht.“

„Allein die Folgen beweisen, daß die Schuld auf sie fiel.“

„Wie so? Wägen wir die Dinge gegeneinander ab. Wir wurden zu Geburtsschmerzen verdammt, das ist jedoch eine vorübergehende Strafe. Euch da-

gegen lebenswierige Arbeit auferlegt. Diese Strafe ist offenbar härter. Erinnert euch, daß Er zur Verantwortung gezogen ward, nicht Sie.“

„Aber beide wurden ausgetrieben.“

„Wer weißt das? Vielleicht fragte sie der Engel: Madame, wollen Sie nicht Ihrem Herrn Gemahl Gesellschaft leisten?“



Zur Geschichte der Reliquien.

Wir wissen, daß das Feuer den Heiligen nicht schaden kann. Märtyrer, vornehmlich wenn sie mit Reliquien ausgerüstet waren, widerstanden dem siedenden Oel. Allein man hat kein Beispiel, daß sie dem Schwert widerstanden hätten.

Diese Beobachtung ist merkwürdig.

Die Geschichte, und hauptsächlich deren bewährtester Theil, die Legende, belehrt uns, daß die Märtyrer im Wasser oben schwammen, und daß sie durch glühende Oefen unverletzt hindurchgingen. Sie weiß hingegen kein Factum, daß einer dem Schwerte entwichen wäre.

Wenn alle Henkerskünste an einem Heiligen verloren, so entschied doch das Schwert. Dies verfehlte seinen Mann nie. Es blieb daher stets die Resource der Henker und ihrer Brüder, der Tyrannen. Und Alles, was ein so Gestorbener erlangen konnte war, daß er wie der heilige Dionys mit seinem Kopfe unterm Arm spazieren ging.

Georg Castriotto, Scanderbeg genannt, gehörte zu den Frömmsten und tugendhaftesten Sterblichen. Er that für die Religion mehr, als der heilige Bernhard und sämmtliche Malteserritter. Denn man weiß, daß Mahmud II., der Eroberer von Constantinopel zu sagen pflegte: „Wenn Der nicht gewesen wäre, so hätte ich den Venetianern den Golf auszusaufen gegeben und meinen Turban auf den Thurmknopf zu St. Peter gesetzt.“

Papst Nicolaus IV. war auch bereit ihn heilig zu sprechen, wenn die Familie des Beg jene hunderttausend Scudi aufbringen konnte, ohne welche zu Rom keine Wunder geschahen, und ohne welche kein Heiliger in's Paradies einging.

Castriotto kam bekanntlich aus acht und zwanzig wüthenden Schlachten unversehrt zurück. In diesen hatte er, wie sein Adjutant und beständiger Kampfgenosse, Tanusio, versichert, über zweitausend Türken mit eigener Faust erwürgt, ohne sich in den Finger zu ritzen. Das ist doch Wundertthätigkeit! Auch leisteten die Muselmänner, seine eigenen Feinde, ihm alle Gerechtigkeit, und dies ist gewiß ein unverwerflicher Beweis für seine Wunderkraft! Sie wallfahrten zum Grabe Scanderbeg's und glauben an seine Reliquien.

Zu letztern gehörten Mustafa Stanchi=Pascha von Damas. Er trug ein Stückchen vom Steißbeine des großen Scanderbeg im Busen. Diese Reliquie hatte sich von Jagur=Arnaut, dem Zeitgenossen des Helden und seinem vertrautesten Freunde, der der Ur=Ur=Grußvater des Paschas von Damas war, in der Familie fortgeerbt, und es war der allgemeine Glaube derselben, daß wer sie an sich trüge, unverwundbar sei. Weder Musketen= noch Kanonenkugel, weder Gift noch Strick könnten ihm etwas anhaben.

In einem so heiligen Geruch steht Scanderbeg bei den Ungläubigen selbst, er, der so arm starb wie ein richtiger Heiliger, und gegen dessen Andenken der Papst, dem er Krone und Leben erhalten hatte, sich so undankbar benahm, daß er ihn weder umsonst heilig sprechen wollte, noch seinem Sohne, dem der racheschnaubende Mahmud Land und Leute nahm, auch nur eine Pfründe verlieh.

Allein, wie bemerkt, Reliquien schützen zuverlässig wider Feuer und Wasser, nicht aber gegen das Schwert. Mustafa Stanchir hatte die beiden letzten Kriege gegen die Oesterreicher überstanden, war bei allen Gefechten seines Corps an der Spitze gewesen und stets mit heiler Haut davon gekommen.

In der letzten Affaire nun, bei Braila, gerieth einer seiner Söhne, würdige Erben des Heldenmuths ihres Vaters, in russische Kriegsgefangenschaft. Oberst Gallo lernte ihn kennen, und erinnerte sich dabei des Paschas, mit welchem er zu Smyrna bekannt geworden, als dieser noch eine Galeere commandirte. „Lebt Ihr Vater noch,“ fragte er den jungen Muselmann, „und führt er noch immer seinen Talisman bei sich?“

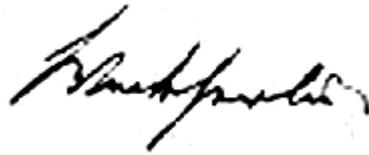
Allah! versetzte der Jüngling, er beschützte ihn in fünfzig Scharmützel; doch endlich kam ein elender Chiaur mit einem Ferman vom Großherrscher und legte ihm mit Einem Hiebe den Kopf vor die Füße.



Wilhelm Ludwig Wekhrlin

So prellt man Mandarine

**Eine Anekdote aus der Staatsgeschichte
des achtzehnten Jahrhunderts**



aus: Paragrafen 1791

Cochinchina ist, wie man weiß, ein Wahlreich. Es ist nur ein Reichslehn der Kaisere von China. Wenn der Thron erledigt wird, so versammeln sich die Mandarine in ein Kapitel und wählen den neuen Regenten durch die Mehrheit der Stimmen. Ordentlichers' ist's einer aus ihrem Mittel [aus ihrer Mitte]. Als der erlauchte Ta Qua Si vor einigen Jahren starb, so hatte der Mandarin Pan Ti die wahrscheinlichste Hoffnung. Beinahe alle Stimmen waren ihm versichert.

Inzwischen wünschte der Hof zu Peking, einen seiner Prinzen anzubringen. Die Sache war nicht völlig leicht. Sie erforderte eine der feinsten Intrigen. Und diese ereignete sich. Die Jahrbücher der europäischen Höfe werden schwerlich einen merkwürdigen Staatsstreich liefern.

Sobald man zu Peking erfuhr, daß alles zur Wahl reif war, so sagte der Kaiser seinem Vertrauten, dem Kai Fong, etwas ins Ohr. Dieser ließ seinen Palankin rüsten und gab eine Reise ins Bad zu Tajuen vor. Dies ist der Lustort der Großen von China. Man kann nicht zur guten Welt gehören, wenn man nicht Tajuen besucht. Eine solche Reise war also ohne allen Argwohn.

Der Weg geht über Cochinchina. Hier stieg nun Kai Fong ab, um seine Bekannte zu grüßen und die Regeln des Wohlstands, welche, wie wir wissen, in China heilig sind, zu erfüllen. Alles dies lag so sehr in der Natur, es war so ungezwungen, daß man unmöglich was anders vermuten konnte.

Seine erste Visite war bei Pan Ti. «Mandarin», sagte er, «ich würde es bei mir nicht verantworten zu können glauben, wenn ich die Gelegenheit verabsäumte, die mir meine Reise nach Tajuen gibt, Euer Exzellenz aufzuwarten und mich Ihrer Gnade zu empfehlen. Außerdem reicht mir das öffentliche Gerüchte noch einen Grund: Sowie ich hier ankomme, so ist die erste Neuigkeit, die ich erfahre, daß das Kapitel Euer Exzellenz zu ihrem künftigen Oberhaupt ausersehen. Entzückt über diese Idee, sei es mir erlaubt, einer der ersten zu sein, der Euer Exzellenz seine Huldigung darlegt. Wie schön und wie edel ist der Entschluß des Kapitels, den Würdigsten zu wählen!» Hier bat der schlaue Höfling um die Ehre, Seiner Exzellenz die Hand zu küssen.

Pan Ti ward von einer solchen Höflichkeit bezaubert; die aufrichtige Miene und das gute Herz des Chinesen durchdrang ihn. Er umarmte den Mann; er versicherte ihn seiner wärmsten Freundschaft und trug ihm sein Haus an, indem er ihn beschwor, seinen Aufenthalt in Cochinchina zu verlängern.

Dies letztere war's, worauf der Freischütz zielte. – «Bloß», sagte er, «um das Vergnügen zu haben, ein Zeuge Ihres Triumphs zu sein. Ganz Asien wird zu dieser Wahl frohlocken, und wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn meine Wenigkeit, meine Gegenwart etwas mitwirken könnte!»

In diesem angenehmen Schlaf ließ er den Mandarin einige Tage ruhen. Itzt machte er den zweiten Besuch. – «Vom allgemeinen Jubel hingerissen», sagte er, «und selbst aus Furcht, ich möchte mein Stillschweigen bei meinem Hofe nicht verantworten können, konnt' ich mich nicht enthalten, dem Kaiser durch eine Estaffette die Neuigkeit mitzuteilen. Da ich weiß, wie sehr Seine Majestät Sie schätzen und was sie für Euer Exzellenz für eine persönliche Affektion hegen, so durft' ich mir schmeicheln, mit meinem Bericht höchst angenehm zu werden. Dies hat nun auch zugetroffen. Seine Majestät sind äußerst gerührt über den Entschluß des Kapitels zu Cochinchina; ja der Kaiser dringt durchaus darauf, daß Euer Exzellenz ihm das Vergnügen machen möchten, den Anteil, welchen er an Ihrem Glück nehme, Ihnen persönlich bezeugen zu können. Und ich habe den Auftrag, Euer Exzellenz zu beschwören, eine Lustreise nach Peking zu machen, um sich von dem Beifall der chinesischen Nation und von den Gunstbezeugungen des Monarchen lebhaft zu überzeugen.»

Diese Tour übermannte vollends den Mandarin. Er machte dem Kai Fong tausend Verbeugungen und bat ihn, den Kaiser zu versichern, daß er sich sogleich, wie die Krönungsfeierlichkeiten vorbei wären, Ihro Majestät zu Füßen legen würde.

«So würde also der Kaiser, mein allerdurchlauchtigster Herr, nur den zweiten Rang haben, Euer Exzellenz zu glückwünschen? Wie sehr fürchte ich, daß dieser Fall die Regungen Seiner Majestät niederschlagen müßte. Er hofft mit Recht, den Vorzug zu verdienen unter denjenigen, die sich über die beglückte Bestallung des cochinchinischen Throns ausdrücken.»

Nun war kein Ausweg mehr übrig; der schlichte Mandarin ließ sich berücken. Er ging in die ihm gelegte Falle: er nahm die Post nach Peking.

Sowie er zwölf Meilen weit außer dem Gesicht war, so zog Kai Fong seine zwote Schlinge hervor. Er besuchte die Kapitularen, einen nach dem andern. Diesen wußte er sehr schlaue beizubringen, ihre Absichten auf den Mandarin Pan Ti wären allerdings vortrefflich, aber doch wäre es sonderbar und vielleicht für das Kapitel ein

wenig ehrenrührig, daß Pan Ti seinen Sieg vorderhand so mächtig ausbreite, daß er sogar nach Peking gehe, um die Glückwünsche des kaiserlichen Hofes zu überernten. Just so, als könnt' es ihm nimmer fehlen! – als wären ihm seine Kollegen ihre Stimmen zum Tribut schuldig! – als gäbe es ganz und gar keinen als ihn! – «Ich will nicht sagen», setzte er ganz unbefangen hinzu, «daß es beleidigendem Stolz ähnlich ist, aber es entdeckt einen gewissen Despotismus, welcher der Ruhe des Kapitels nichts Gutes ominiert.»

Man sagt, die Kapitularen wären nicht überall schlaue Köpfe. Dieser Floh kroch ihnen zu Ohren. «Wahr ist's», riefen sie, «so käme es heraus, als wäre er Herr von der Wahl und unsereiner wäre der Niemand. Nein, beim heiligen Kong Fu! Das müssen wir nicht leiden. – Aber was ist zu tun? Raten Sie uns ein wenig, Kai Fong.»

«Hui!» erwidert der listige Missionar, «nichts scheint simpler zu sein; wagen Sie es zum Exempel, dem stolzen Mandarin einen Nebenbuhler zu zeigen. Tun Sie dergleichen. Stellen Sie, wäre es auch bloß zum Schein, einen Kompetenten auf. Dies wird ihn geschmeidiger machen. Es wird die Ehre des Kapitels vor dem Publikum wieder retten und Ihrem künftigen Gebieter Gefühle der Verbindlichkeit einprägen.»

Vortrefflicher Gedanke! Er wurde im Einklang aufgenommen. Bei schwachen Seelen ist alles, was sie aus der Taufe hebt, willkommen. – «Aber wo nehmen wir immer geschwind einen Kompetenten her?»

Dies war der einige Punkt, worüber sie itzt strauchelten. – «Da weiß ich selbst vorderhand keinen Plan», sagte der Chinese mit scheinbarer Verlegenheit. «Natürlicherweis' muß», fuhr er nachdenkend fort, «dieser Kompetent kein Wicht sein; es muß ein Subjekt sein, das dem Mandarin Pan Ti Furcht einjagen kann. – Wie, wenn wir versuchten, ob es einem der kaiserlichen Prinzen gefällig wäre, diese Rolle zu spielen? Wir haben einen, der ein sehr schalkhafter Herr ist und welcher dergleichen Mystifikationen zum Zeitvertreib liebt. Übrigens ist der kaiserliche Hof dem Kapitel geneigt. Ich bin versichert, daß ihn dessen Ruhm interessiert.»

Hier machte der schlaue Vogelsteller eine Pause. Sie wirkte. Man übertrug ihm, die Sache einzuleiten. Mehr brauchte er nimmer. Seine Mission war erfüllt. Er verläßt Cochinchina, um seine Reise ins Bad zu endigen, von wo aus er den Briefwechsel mit seinem Hof über diese Sache zu besorgen verspricht.

Inmittelst ist Pan Ti zu Peking eingetroffen. Er meldet sich um Audienz bei Hofe. Sowie man seinen Namen nennt, so fahren die Flügeltüren auf; die kaiserliche Familie strömt ihm entgegen: «Willkomm, Mandarin, bei Hofe!» so ruft der Kaiser. «Bevor ich Sie reden lasse, so muß ich mir eine Freundschaft von Ihnen ausbitten, die ich mir nicht abschlagen lasse; sprechen Sie ohne weiterm ja. Ich beteure Ihnen, daß nichts in

der Welt ist, was Sie nicht dagegen von mir verlangen können. Kurz, es ist Ihre Stimme für meinen Bruder Tongin.»

Der Mandarin stutzte; inmittelst behielt er noch Gegenwart des Geists genug, zu überlegen, daß, da er im Besitz aller übrigen Stimmen wäre, die seinige ihm keinen Abtrag tun könne. «Gebiete über deinen Sklaven, allerdurchlauchtigster Monarch», versetzte er, «Tongin sei Regent! »

Der arme, betrogene Pan Ti! Er wußte nicht, daß im nämlichen Augenblicke, als er Cochinchina verließ, ein Minister von Peking mit einem Wagen von Goldstangen dahin abging. Er mußte ihm auf der Mitte des Wegs begegnen.

Diese Goldstangen vollendeten die Intrige des Kai Fong. Überschwemmt mit Gnaden und Ehren, reist Pan Ti wieder zurück; das Wahlkapitel hält sich; Tongin ist Regent von Cochinchina, und Pan Ti hat ihm seine eigene Stimme dazu gegeben!

«Wie können uns Euer Exzellenz verdanken, da Sie uns mit Ihrer Stimme vorangingen? Ihr Muster verführte uns. Es machte uns irre.»

Diese subtile Ausrede hatte Kai Fong den Mandarinen in Mund gelegt, inmittelst sein Kamrad jedem eine Goldstange in die Hand legte.



Anselmus Rabiosus
i.e. Wilhelm Ludwig Wekhrin

Reise durch Oberdeutschland

Augsburg

Troja fuit! ... so seufzt man, wenn man sich zu Augsburg befindet. Diese Stadt, welche ehemals einen so schmeichelhaften Rang unter den europäischen Handelsstädten hatte, ist sich nicht mehr ähnlich. Sie gleicht einem von der Abzehrung angegriffenen Körper, welcher mit sich selbst kämpft. Auswärts von einem mächtigen Nachbar, und innerlich von Nahrungsmangel gedrängt, ist sie ihr eigener Raub.

Die Häuser sind schön. Es sind welche darunter, welche sich in Rom und Genua auszeichnen würden. Aber sie sind öde und unbevölkert.

Es ist wahr, der Pöbel gibt sich alle Mühe, die Bevölkerung zu befördern. Nirgends werden mehr Bastarde erzeugt, als hier. Aber es ist, als wenn Juno einen Fluch auf die Werke ihres Enkels gelegt hätte. Die meistern sterben in ihrer Geburt.

Die Stadt hat ihr meistes Ansehen den *Fuggers* zu danken, welches die berühmtesten Weber in Europa waren. Davor erhält sich noch den Charakter. Beim Eintritte spürt man sogleich den Weberaufzug und den Eintrag: die Enden stehen in allen Gassen herfür.

Augsburg ist eine Reichsstadt – und dies ist keines der geringsten ihrer unglücklichen Schicksale. Es unterwirft sie dem Eigensinne ihres Nachbars. Der Kurfürst von Bayern, welcher der Stadt Luft und Wasser versagen kann, beherrscht sie unumschränkt. Er betrachtet die Stadt wie einen Wechselbrief, auf den er ziehen kann, sooft ihm beliebt.

Die unbesonnenen Schritte, wodurch sich die Stadt bei verschiedenen Fällen das Mißvergnügen des österreichischen Hofes zugezogen, hat sie eines nachdrücklichen Schutzes von dieser Seite beraubt, und der Stolz, welcher sich in ihre Geschäfte mit andern Reichsstädten mischt, macht sie des Mitleids desselben unwürdig.

Die Künste, welche einige Zeit in Augsburg ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, haben viel für die Stadt getan. Man findet Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst, die unauslöschlich sind. Seitdem sie sich aber weggezogen haben, so ist die grösste Barbarei an ihren Platz getreten. Nichts ist unerträglicher, als der Anblick der übermalten Kanonen, welche man im Rathaus findet. Die Kanonen sind aus Bronze gegossen: um ihnen einen neuen Geschmack zu geben, ließ der Magistrat die Läufe mit grüner Ölfarbe anstreichen.

Das Publikum teilt sich in drei Klassen, welche ebensoviele Rangordnungen sind. Die Patrizier, die Kaufleute und der Pöbel.

Die erstern, welche einen Teil des hohen Magistrats ausmachen, zählen einige vornehme Geschlechter unter sich: die *Stetten*, die *Welser*, die *Imhof*, die *Rehling*. Aber da die Patrizier mit dem Geblüte ihrer Vorfahren das Gewerbe derselben verändert haben, so kriechen die meisten derselben in einer melancholischen Armut, welche sie die Verachtung der Bürgerschaft aussetzt. Man muß sich nicht durch die Almanachs von Augsburg irre machen lassen. Man wundert sich bei jedem Wappen, Herr auf Goldberg und Silbertal; Erbherr von Diamantbruch und Perlengrube, zu lesen. Aber diese glänzenden Güter gehören ihnen längst nicht mehr. Sie haben ebendenselben Anteil daran, wie der König von Frankreich am Königreich Cypern, oder wie der türkischen Kaiser an den Ländern der Sonne und des Mondes, welche diese Souverains in ihren Titeln haben.

Die Kaufmannschaft, welche nach dem Adel den zweiten Rang prätenziert, und deswegen eine besondere Zechstube, dicht an der Patrizier ihre, hat, ist eigentlich der nahrhafte Teil des Publici. Ungeachtet es wenige unter ihnen gibt, die sich mit ihren Vorfahren, den Fuggers, den Rauners und den Welsers mehr in Vergleichung stellen können, so besitzen sie doch die Ansprüche derselben ganz. Sie halten ihre Equipagen, ihre Lusthäuser und sprechen im Hoftone.

Der Pöbel bringt sein Leben in Verwünschungen über die Obrigkeit, im allerschimpflichsten Müßiggange, und der verzweiflungsvollsten Armut hin. Da ist das Geld in den Händen einiger vornehmen Familien ist: so ist der Rest des Publici ein Haufen Bettler, welcher um eine Kanne Bier herumtanzt.

Das ist das Bild von Augsburg. – Es ist noch nicht ganz.

Zu Augsburg ists, wo man den Drachen der *Parität* in seiner Lebensgröße sehen kann. Seit dem Religionsfrieden herrschen beide Religionen, die katholische und die lutherischen allhier mit gleicher Stärke, nebeneinander. Diese Verfassung, welche eine von den Grundkonstitutionen der Stadt ist, nennt man Parität. Sie würde verehrungswürdig sein, wenn sie ein Produkt der Tugend, wenn sie aus dem Grundsätze der Toleranz und der Menschenliebe – aus diesem unserem Jahrhundert so heiligen, und so schönen

Grundsätze – geflossen wäre. Aber sie ist mehr nicht als ein Werkzeug der Politik; sie besitzt lediglich nichts von der Tugend ihres Namens.

Die Parität zu Augsburg erstreckt sich nicht nur auf das Ebenmaß der Religionsparteien, der Kirchengebräuche und des Gottesdienst; sondern sie bezieht sich auf alle bürgerlichen Einrichtungen, auf die Bedienstungen im Zivil- und Militäretat, auf die Ökonomie der Republik, auf die Gleichheit der Stimmen in den Beratschlagungen des Senats: kurz sie ist ein Werkzeug, welches eine oder die andere Religionspartie in jedem Falle bereithält, eine politische Unternehmung zu hindern, oder zu betreiben.

Diese Parität ist so weit von ihrem Charakter, dem Duldungsgeist, entfernt, daß jede von den zwei Religionspartien im Augenblick bereit ist, den andern den Hals zu brechen, wenn der Magistrat nicht in beständiger Wachbarkeit bliebe. In der That bei einer so unglücklichen Stellung des Publici kann man die Grenzen nicht genau genug hüten.

Das Gleichgewicht der Parität wird auf der einen Seite von dem Reichtum, auf der andern von der Bevölkerung erhalten. Die evangelische Partie hat an ihrer Spitze die reichsten und mächtigsten Patrizier. Die Katholiken aber, deren Adel arm und unmächtig ist, sind desto größer in der Anzahl.

Der Magistrat lebt, welches eine Ministerialtugend ist, die ihn verehrungswürdig macht, in einer patriotischen und erleuchteten Eintracht. Der Pöbel ist eine Furie, die man auf beiden Seiten an die Kette legen muß.

Es ist wahrscheinlich, daß die Parität in unendlich viel Fällen heilsamen und neuen Einrichtungen hinderlich gewesen ist. Die Vermehrung der Spitäler, und allgemeinen Zufluchtsörter des Elends: die Erweiterung der Zünfte; die Wahl der besten Subjekten zu Verwaltung des öffentlichen Wohls: die Ansiedelung einzelner Künstler: der Gebrauch der Arbeitstage leiden darunter. Diese Krankheit ist so sichtbar, daß man behauptet, die evangelischen Religionsverwandten hätten in der Verborgenheit eine eigene Notkasse, um etwas, so auf ihre Seite gesucht wird, durch Bestechung zu unterstützen.

Die Vernunft des Publici mangelt gänzlich der Kultur. Da der Fleiß der Inwohnern erstorben ist, so geht die Kunst betteln. Die Bücherzensur, eine Muse, welche hier auf *einem* Auge blind ist, verjagt den Tag. Der Kaufmannsgeist, dessen Regung Geiz und Sparsamkeit sind, läßt die Literatur darben; und die Polizei vollendet die Barbarei, indem sie geschickten Leuten den Aufenthalt versagt.

Mitten in diesem Elende hebt sich ein Stolz aus der Seele der Inwohner herfür, der sie von der lächerlichsten Seite der Welt bildet. Unter den charakteristischen Untugenden des Publici zu Augsburg ist vornehmlich die Lästersucht. – Es kann gar nicht anders sein, sagt der Abt *Coyer*, die eine Hälfte dieser Nation muß sehr vollkommen, und die andere sehr lasterhaft sein, weil sich die eine immer Mühe gibt, die andere zu verkleinern. – Nichts ist weiter getrieben, als der Spott, den beide Religionen übereinander haben.

Sooft man die Katholiken spotten will, so fällt man gemeiniglich auf die Bilder ihrer Heiligen und Heiliginnin. Schlaget das Gesangbuch eines lutherischen Bürgers zu Augsburg auf, oder besuchet einem Patrizier in seinem Kabinett. Es ist nicht ein einiger von all den kleinen schwarzrockigten Herren, die am Predigtamte der Stadt gestanden sind, dessen Bild ihr nicht *en taille douce*, von Nilson oder Haid gestochen, antreffen werdet, und unten: M. Immanuel Christoph Fadus, *Candit. Minist. Aet. XXVI.* oder – Frau Susanna Beata Fromännin, Helferin bei St. Jakob, geb. den 16. Jan. 1728. vermählt 18. Jul. 1747, hat Kinder erzeugt 19. – Die Betschwestern und Hospitäler küssen diese Küpferchen mit Ehrfurcht, und die Kinder zeichnen ihre Lektionen im Katechismus damit.

Wenn ein Maler den Hl. Georg, oder die heilige Walpurgis fünfhundert Jahre nach ihrem Tode abbildet, weil die ganze Welt ihren Namen kennet, und weil sich etwas in dem Leben dieser Personen befindet, woran die allgemeine Geschichte teilgenommen, so betrachtet man diese Bilder mit Selbstzufriedenheit. Aber wenn sich ein junger Geistlicher in einer unbekanntnen Stadt bei lebendigen Leib in Kupfer stechen läßt, weil er in zwei bis drei Predigten etliche *loci communes* gesagt hat, und wenn die Gemeinde diese Bilder im Wettstreite kauft, und in goldne Rahmen einfassen läßt, so weiß man nicht, ob man mehr Mitleiden mit dem Hochmute des Heiligen, oder mit der Einfalt seiner Verehrer tragen soll.

Sooft man die Evangelischen spotten will, so beziehet man sich zuerst auf die Frauen ihrer Geistlichen. Man muß gestehen, daß sich die Gemahlinnen es evangelischen Klerus in Augsburg sehr bescheiden aufführen. Wenn sie Gunstbezeugungen von ihren Herren erhalten, so verbergen sie solche in das Innere ihrer Schlafzimmer. Aber wenn man ein junges, lustiges Mädchen auf den Straßen, in den Kirchen und in den Gesellschaften herumflattern siehet, wie sie ein Domherrnkreuz an der Brust geheftet trägt, und zu jedermann spricht – es ist vom Grafen*meinem Amanten; ich habe es ihm im Scherze geraubt: und wenn der Pöbel niederfällt, und dieses Kreuz an der verbuhlten Brust küsset, so wünscht man lieber den Domherrn verheiratet, und das Kreuz bei einem Juden zu sehen. Gleichwohl ist es eine Anekdote dieser Stadt.

Wenn die Jesuiten zu Augsburg einen Umgang mit ihren Schülern halten, so ist kein Lutheraner, den nicht das Lachen bis zum Ersticken drückt. *Sehet da, die heilige Komödie!* spricht man.

Die Katholiken zu Augsburg sind viel billiger, wenn die Kinder ebendieser Spötter an gewissen Festtügen des Jahrs, unter Aufführung ihrer Schulmeister und Schulmeisterinnen, in Prozession in der Stadt herumziehen, mit Trommeln, Pfeifen und einem Harlekin an der Spitze, der tausend lächerliche Sprünge und Gebärden macht.

Der Ekel wird vollends aufs höchste getrieben, wenn man diese Prozession sich in einem Garten an einer Schenke endlich siehet, wo sich die Jugend

lagert, und alle Arten von Ausschweifungen überläßt. Nichts ist ärgerlicher, als der Anblick betrunkenener Kinder.

Mich dünkt, ich befinde mich auf dem St. Moritzplatze zu Augsburg. Auf der einen Seite gehet eine Prozession Jesuiterschüler, welche mit großer Mühe hölzerne Figuren wälzen, und einen traurigen Gesang dabei anstimmen. Auf der andern Seite ziehet eine Prozession lustiger Kinder mit Trommeln, Pfeifen und Harlekinen vorbei, welche unablässig jauchzen – *Jo Bache!* Die Anführer von beiden Seiten versichern mich, daß es ein Kirchenfest bedeute. Was für einen Unterschied soll ich im Tadelhaften finden? – Wenn man seine Gegner beschämen will, so muß man zum mindesten ihre Fehler nicht nachahmen, sondern sie übertreffen.

Ich würde ermüden, alle Anmerkungen zu wiederholen, welche man über den Stolz der Augsburger machen kann. Er ist einesteils die Wirkung vom Einflusse einer gebildeten republikanischen Hoheit, welches die schwache Seite aller Reichsstädte ist; andernteils wird er von einem eingebildeten Adel erzeugt. Von beiden Seiten macht er sie im höchsten Grade ungesellig; und der Mangel ihrer guten Lebensart allein beweist schon, wie wenig Anspruch sie auf Adel machen können.

In der Tat dieser sogenannte Noblesse bestehet in einer Anzahl Kaufleute und Kramer. Hierunter sind einige, die durch ihre Einsichten und ihren Fleiß ihren Stand ehren: *Schülin, Schwarz, Obwexer, Lieber*. Der Geist der meisten übrigen erstreckt sich nicht viel über den Geist eines Teewrackers zu Amsterdam. Sie besitzen nichtsdestoweniger den Stolz der Kavaliers. Sie tragen Brillanten an den Fingers, und sprechen von der großen Welt: dann gibt es welche unter diesen gnädigen Herren, die jährlich zweimal zur Marktzeit nach Wien kommen, um unter den hölzernen Ständen in der Bognergasse und auf dem Kohlmarkte feil zu haben.

Die Vergnügungen der zwei ersten Klassen bestehen in der Gesellschaft, in einer Art Konzert, und im Schauspiel. Zur Karnevalslustbarkeit kommt eine Redoute hinzu. Von dem Werte der ersten kann man sich einen Begriff machen. Da ihnen alle Erziehung und der Gebrauch der guten Welt mangeln, so sind ihre Zirkel für einen Fremden nicht praktikabel.

Ich war in ihrem Konzert, welches der Versammlungsort der schönen Welt ist. In der Tat sah ich eine Menge Stutzer, die einander die artigsten Verbeugungen machten. Nachdem ich einige Sinfonien abgewartet hatte, die ich für das Miserere des *Allegri* hielt, begab ich mich hinweg.

Der Magistrat fiel im vorigen Jahre auf den Entwurf ein Schauspielhaus zu bauen, um gegen die Jesuiten, auf deren Theater bisher die Schauspiele aufgeführt wurden, in keiner Verbindlichkeit mehr zu sein. Man schickte einige Bauverständige nach München, um die Architektur des dasigen Schauspielhauses zu kopieren. Nach deren Zurückkunft fing man das Werk an, und mittels eines Aufwandes von 15000 fl. war es binnen sechs Monaten fertig. Kaum wollte die herbeigerufene Truppe ihre erste Vorstellung anfan-

gen, so fand man, daß das Theater unbrauchbar sei. Die Baumeister hatten sich im Maßstabe verirrt. Es war weder Verhältnis in der Bühne, noch im Paterre. Die Fehler schienen unabsehlich zu sein.

Dieses Schicksal war unvermeidlich bei einem Volke, welches zuviel Stolz besitzt, um Fremde zu Rat zu ziehen, und zu wenig Genie um etwas von selbst zu machen.

Nichtsdestoweniger spielte man fort. Der Augsburger, welcher nichts als Gelegenheit zum Müßiggange sucht, vergaß sich selbst, und setzte einige Zeit die Bierbank beiseite, um das Schauspiel zu besuchen.

Die Ursachen der Nahrungslosigkeit der Stadt sind moralisch. Die Kaufmannschaft verabsäumt den ökonomischen Handel, um der Spekulation mit barem Gelde anzuhängen. Diese Gattung Spekulation hat den Fehler, daß sie das Publikum nichts nützt. Das Geld ist nur ein Zeichen der Reichtümer. Eine Million Zeichen aber machen keine Ware. Hier liegt der Grund zur traurigen Teuerung, welche in Augsburg herrscht. Man hat Zeichen, aber die Ware selbst fehlt.

Die Augsburger atmeten dem Kongresse 1760, entgegen, als einer Quelle, welche ihrem Elende abhelfen, und sie auf einige Zeit glücklich machen würde. Allein das Schicksal ordnete die Sachen anderst. Der Kongreß unterblieb; und dies schenkte Europa den Frieden.

Nichts ist abgeschmackter als die berühmte *Augsburger Tracht*. Man sieht sie nur noch beim Bürgerstande; dann die Vornehmen tragen sich französisch. Die Kleidung der Bürgerlichen bestehet in einem fischbeinigen Harnische, der die Brust einkerkert und den Bauch herfürpreßt. An diesem Harnische hängt ein Röckchen, welches bis an die Spitze des Knie gehet. Da die Natur den Augsburgerinnen keine Brüste und große Füße gegeben hat, so findet man nicht Ursache, eine Mode zu beneiden, wofür das Aug nichts zu gewinnen, und für die Tugend nichts zu verlieren ist.

Ich könnte meine Beschreibung schließen, wenn ich, nach so vielen berühmten Unvollkommeneiten, dem Verdienste nicht eine Forderung abzutragen schuldig wäre. Die Nahrung der Stadt bestehet, wie man weiß, in nichts. Nichtsdestoweniger ist der Pöbel zahlreich. Die Zukunft der Weber allein wird auf dreitausend geschätzt. Diese dreitausend Seelen wären verloren gewesen, ohne die Großmut eines sehr merkwürdigen und erleuchteten Mannes. Seine Lebensgeschichte verdient in der *Biographie der berühmten Partikuliere* zu stehen. Ich übergebe sie anmit.

Johann Heinrich Herr von Schülin ist der Eigentümer einer der berühmtesten und größten Cottonfabriken in Deutschland. Das Schicksal schien ihn nicht zu dieser Unternehmung bestimmt zu haben; dann erlernte er in seiner Jugend das Schmiedehandwerk; aber die Natur hat ihn zu einem großen Genie ausersehen. Von dem allgemeinen Elende gerührt, welches unter der Inwohnerschaft zu Augsburg, besonders aber unter den Webern, herrschte,

entschloß er sich zur Anlage einer Cottonfabrik. Seine Unternehmung gleicht jenen Wassern, welche bei ihrer Quelle klein sind, sich aber hinach in unermeßliche Flüsse verändern. Die Natur begeisterte ihn mit allen Einsichten, die zu diesem Werke gehören. Binnen wenig Jahren errichtete er das vollkommenste und merkwürdigste Meisterstück einer Fabrik in Cotton und Indienne.

Man hätte glauben sollen, daß sich das Publikum beeifert hätte, diesem großmütigen und patriotischem Manne Ehrensäulen zu errichten. Im Gegenteil beneidete man ihn. Man legte dem Aufkommen seiner Unternehmung tausend verhasste Schwierigkeiten in Weg. Man wiegelte die Weber, die ihm die Erhaltung ihres Lebens zu danken hatten, indem er ihnen Arbeit und Brot verschaffte, wider ihn auf. Diese Elenden, welche sich erinnerten, daß ihre Vorfahren einst den Attila mit seinen Hunnen vor Augsburg wegschlugen, rottierten sich, und vertrieben ihren Wohltäter aus seinem Hause. Der Herr von Schülin sah sich so weit getrieben, daß er um das Wohl des Publici einen Prozeß mit dem Magistrate führen mußte. Sein überlegener Geist und der Beifall einer erleuchteten Welt, erhoben ihn über alle Hindernisse. Er hat das Vergnügen, sein Werk in der vollkommenen Blüte, und sich von eben-denjenigen angebetet zu sehen, die ihn zuvor verfolgten.

In der Tat ist diese Cottonfabrik des Herrn von Schülin, der einige – oder wenigstens der vornehmste – Gegenstand der Merkwürdigkeiten in Augsburg. Sie erzeugt die schönsten Werke der Kunst, der Einbildungskraft, und des Geschmacks. Ihre Cottone sind in ganz Europa bekannt.

Der Herr von Schülin lebt mit einem Prachte, der den Verdiensten eines großen Mannes gemäß ist. Er hat Millionen gewonnen, und er gibt dem Publikum davon Rechenschaft, indem er magnifique Gebäude aufführt, prächtige Equipagen unterhält, unter einige tausend Menschen Nahrung und Leben verschafft. Sein Haus ist beinahe das einige, welches die Honneurs zu Augsburg macht.

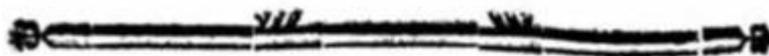
Wenn das Glück auf die Seite des Fleißes und des Verstandes tritt, so gönnt man seinen Lieblingen ihren Genuß. Der Herr von Schülin genießt ein Vergnügen, welches sich selten bei Unternehmungen befindet, die ihre Größe bloß dem Genie ihres Urhebers zu danken haben: er hat die Hoffnung, daß sein Werk auf seine Nachkommen reichen wird. Er besitzt Söhne, welche die verdienstvollsten und wohlerzogensten Jünglinge von der Welt sind.

Zitiert aus : Anselmus Rabiosus: *Reise durch Oberdeutschland*. Bibliothek des 18. Jahrhunderts, München 1988, Seite 45 – 54.

Adam Weishaupt :

Schilderung
der
Illuminaten.

Gegenstand
von Nr. 15.
des grauen Ungeheuers.



1786.

Herausgeber : **Wilhelm Ludwig Wekhrlin**

Zwei Anhänge in der vollständigen Ausgabe der Bayer. Staatsbibliothek
Adresse: <https://bavarica.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10381778.html>

Die Sache der Illuminaten in Baiern ist nicht Verfolgung, sondern simple und, wie es scheint, billige Policey=Anstalt.

Policey=Anstalt! – – Die Criminalgerichte, und alle öffentlichen Anstalten gegen Verbrechen, sind auch Policey=Anstalten. Ich sehe nicht, was diese gegebene Wendung milderndes enthalten soll. Auf den Namen kommt es nicht an, sondern auf die Sache : und wenn bey dieser alles sich findet, was man sonst bey Verfolgungen zu sehen gewohnt ist, so mag der Verfolger die Sache taufen, wie er will, sie ist und bleibt allezeit eine wirkliche Verfolgung, weil die Verbrechen nicht angegeben und sämtlich unerwiesen sind. Mit dem nämlichen Grund könnte man auch das unter dem 12. December vorigen Jahrs contra den Buchstaben K und die in den Kanzleyen überhandnehmende Belletristerey ergangene Rescript, so wie auch die Aufhebung der Münchner Akademie, und die Verwendung ihres Fonds zu einem Spinnhaus, eine Policey= oder auch ökonomische Anstalt nennen. Wenn die Sache bloß auf den Namen ankommt, so ist es leicht zu erweisen, daß die Welt so reich an Weisheit und Tugenden sey, als wir sonst gewöhnlicher weise Thorheiten und Laster darin entdecken.

Meint der Verfasser der Schilderung die landesherrlichen wider geheime Gesellschaften ergangene Verordnungen, oder das Verfahren gegen die Illuminaten vor und nach diesen Verordnungen?

Jedem Regenten muß frey stehen, entweder wie Friederich über alle geheime Gesellschaften gleichgültig weg = aber desto aufmerksamer auf Personen, ihren Charakter, ihre Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit zum Dienste des Staates zu sehen; oder wie Joseph den geheimen Gesellschaften ein gewisses Maaß und Ziel, aber auch den Gerichtsstellen in Ansehung ihrer eine gewisse und bestimmte Ordnung des Verfahrens vorzuschreiben; oder wie Carl Theodor dergleichen Gesellschaften in seinen Staaten gänzlich aufzuheben.

Keinem Regenten kann frey stehen, die Ehre der Nation in einem oder mehreren Unterthanen zu brandmarken, wenn nicht wirklich begangene, gerichtsordnungsmäßig untersuchte und erwiesene Verbrechen ihn dazu nöthigen.

So dachte auch B. von Kreittmayr, als der den 5ten Theil seiner Anmerkungen ad Cod. civil schrieb. Seine Worte Cap. 25. §. 15. sind: „Casation, Deposition, Amotion, seynd species poenae, supponiren allzeit ein Verbrechen, und können anderer Gestalten nicht, als praevia sifficienti causae cognitione verhängt werden.“ Und hernach: „Da eine Permutation, Translation große Beschwerlichkeiten auf sich hat, indeme die Beamte keine Schnecken seynd, welche Haus und Hof auf dem Rücken mit sich

führen: so ist dieselbe citra delictum vel poenam weder rathsam noch gewöhnlich.“ Endlich: „Die Suspension soll niemahl anders, als a Iudice competente aus sonders erheblich, und ad Inquisitionem specialem erklecklicher Ursach verhängt werden.

Ob und wie weit diese Grundsätze bey der Cassation, Amotion, Deposition, Suspension, Permutation so vieler Illuminaten beobachtet worden, könnte eine beurkundete Geschichte ihres Schicksals zeigen.

Eine bairischer Officier, der 1779 in Urlaub zu seiner Familie gieng etc.

Also ein bairischer Officier der Stifter des Illuminatismus? Fürwahr ein äusserst merkwürdiger Mann; man sollte ihn der Nation und dem teutschen Publicum bekannt machen. Warum that es doch der Verfasser dieser Schilderung nicht? Träumte er allenfalls nur vom Hörensagen, oder erdichtete er geflissentlich? So viel kann man einstweilen dem Publicum versichern, auch auf alle Fälle beweisen, daß die Einführung des Illuminatismus in Baiern sich etwas weiter, als 1779 zurück datirt.

Das System der Illuminaten hatte nicht die mindeste Tinctur von Maurerey, sondern nur gewissen äusserliche Zeichen.

Tinctur von Maurerey? Der Verfasser dachte entweder nichts bey diesem Worte, oder er weiß nichts vom Innern des Ordens. Wie, der Illuminatismus sollte nicht Grundsätze und Anstalten ¹²⁾ besitzen, die zur Aufklärung, Beobachtung, Kenntniß und Vervollkommnung seiner selbst und anderer leiten, ja gewissermaßen zwingen? Mögen doch Herr Grünberger, und andre mißvergnügt ausgetretene reden!

Äusserliche Zeichen! – Kennt sie der Mann, und ihren Sinn? Sie stellen die lautersten, und erhabensten Ideen und Lehren der Moral dar. Herr Grünberger und andere mißvergnügt ausgetretene mögen reden.

¹²⁾) Spuren und Beweise hievon findet der forschende Denker vielleicht selbst in dem, was zur Entehrung des Ordens mit so vielem Geschrey, und so hämischen Consequenzen angeführt wurde. Ich verstehe hier vorzüglich die Pflicht und Obliegenheit des Illuminaten von seinem und der ihm bekannten Candidaten Charakter Schilderungen zu liefern. Das Auge des Forschers findet in Thatsachen sovielmahl gerade des Gegentheils von dem, was man dadurch verhüten wollte. Wenn ich mich nicht sehr betrüge, so ist dieß gewiß auch hier der Fall.

Männer von Wichtigkeit, und dem ehrwürdigsten und besten Charakter wurden Mitglieder dieser schwärmerischen Loge.

Wo ist Schwärmerey? Meines Erachtens da, wo abentheuerliche, ausschweifende, unnatürliche Ideen die Urtheile und Handlungen bestimmen, Ideen von einer durch Leidenschaft empörten oder sonst verstimmtten Phantasie ausgeheckt, welche hinwieder die Phantasie anderer anstecken, erhitzen, verstimmen!

Führt das System der Illuminaten solche Ideen mit sich? Warum hebt man sie nicht aus, und macht sie dem Publicum (versteht sich mit den dazu gehörigen Beweisen) bekannt? Das unsinnige Zettergeschrey von unmenschlichen Greuelthaten, wozu eine nicht mehr zurückhaltende Rachgier aus Noth und Verzweiflung ihre Zuflucht nahm, ist der überzeugendste Beweis von der Lauterkeit des Systems.

Dagegen die gräßlichen und abentheuerlichen Vorstellungen und Bilder von grimmigen unter einer gutmüthigen Nation, zur Zeit des innern Friedens, mit dem Dolch unter dem Kleide herumwandernden Menschenwürgern, im Dunkeln lauernden Giftmischern, Fürstenfamilienmördern im Lichte von Europa, Anlegung einer Universalmonarchie auf einem Flecke des Staaten= und Fürstenreichen Teutschlands etc. diese Vorstellungen allenthalben verbreitet, allenthalben geglaubt, und zum Grund der ungerechtesten Urtheile und härtesten Handlungen genommen, verriethen nicht Schwärmerey? Die Illuminaten waren nicht eines einzigen der ihnen zur Last gelegten Verbrechen überwiesen, es war nicht einmahl eine Spur oder Anzeige von irgend einem im Lande begangenen Verbrechen dieser Art vorhanden; und doch schrie alles Volk auf den Kanzeln und unter den Kanzeln, auf öffentlichen Strassen und in Schenken, von nichts als Staupbesen, auf den Pranger stellen, Hängen, Köpfen, Rädern. Und das hieße nicht Schwärmerey?

Doch das geht den Verfasser nicht an. Er findet die wider die Illuminaten verbreitete Gezüchte (wie er sich ausdrückt) selbst lächerlich, also wohl auch den Glauben daran schwärmerisch.

Aber auch den Verfasser und seine Schilderung, mit den durch die Inquisition bekanntgemachten Illuminaten und ihrem Verhalten gegen einander verglichen, wo findet sich Schwärmerey? auf dieser oder jener Seite?

Die Illuminaten behaupteten standhaft ihre Unschuld, baten gelegentlich um ordentliche, strenge Untersuchung ihres Verhaltens gegen ihren Regenten und ihre Mitunterthanen, trugen, als man sie größtentheils gänzlich ungehört, verurteilte, wie Männer in stiller Gelassenheit ihr

Schicksal; oder hielten es für rühmlicher, ihre Ehre unbefleckt mit sich aus dem Lande zu nehmen, als entehrt und beschimpft, Würden und Einkünfte im Lande zu behalten und zu vermehren.

Wo ist hier Schwärmerey?

Der Verfasser dagegen stellt würdige, solide, ihrem Vaterland Ehre machende Männer, Menschen von besten, rechtschaffensten Charakter, Geister der ersten Größe unter einem unendlichen Haufen von Gassentretern, Luftspringern, Hausdieben, und läßt sie daselbst bis ans Ende, sogar gegen den Korporalsstab der Inquisitoren aushalten. Er erhebt jetzt die Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Klugheit des Hofes, und stellt gleich darauf den Inquisitoren, den ersten und bey nahe einzigen Theilhabern an allem, was bey Hofe beschlossen ward, und wird, den Korporalstab bey einem heiligen Offiz zur Hand.

Zeugt dieser Wirrwarr nicht von Schwärmerey? Nun so zeugt er umso gewisser entweder von Unvernunft oder Calumnianten=Schrauberey. Das Publicum mag entscheiden, ich kenne kein viertes.

Man bewarb sich bey verschiedenen ächtten Freymaurerlogen um Verbindung.

Nichts neues unter der Sonne! Seht da, die unselige Idee von einer alleinseligmachenden Freymaurerey, wo allzeit die Partey den Richter macht, und den Gegentheil verdammt, weil er es nicht mit ihr hält, auch in der Freymaurerey einreißen? Wer ist wahrer Freymaurer? Nach Leßings und Zimmermanns Begriffen, der aufgeklärte und tugendhafte Mann, der gute Mensch, er mag es hernach durch die Anstalten und Einwirkungen der öffentlichen, oder einer geheimen Gesellschaft, oder beyder zugleich geworden seyn.

Welche ist die ächtteste Loge der Welt? Diejenige, welche die erleuchtetsten, rechtschaffensten Mitglieder in der größten Zahl, die lautersten Grundsätze, und wirksamsten Anstalten zur Aufklärung und Veredelung der Menschen besitzt.

Das Constitutionspatent also? Ist nöthigenfalls eine Art von Gewähr für den Regenten und die Nation, von größern oder geringern Gewichte, je nachdem die Ueberzeugung von der guten Denkungsart der Constituenten größer oder geringer ist. Die Loge Theodor vom guten Rath ist vielleicht eine der ältesten Logen in Ober=Teutschland. Sie existirte schon lange vorher unter dem Namen der Bögner oder Radlischen Loge, ehe sie im Jahr 1778 auf Zureden der Pfälzischen Maurer sich von der Loge Royal York in Berlin eine Constitution geben ließ. Einige Zeit darauf, als sie sich von ihrer Mutter=Loge aus guten Gründen getrennt, trat sie dem eklekti-

schen Maurer=Bund bey, und erhielt von beyden Directorial=Logen in Frankfurt und Wetzlar eine neue Constitution. Daß sie allenthalben abgewiesen worden, ist, wie fast alles in dieser Schrift, baare Unwahrheit und Erdichtung.

**Dieses, (Mangel an Realität, Abgang eines
Constitutionalpatents) war die Ursache, daß einige
Klügere abtrünnig wurden, und sich mit Ehre
aus der Loge schlichen.**

Nicht dieses, sondern übertriebene Meinung von der Wichtigkeit seines Selbstes, unruhige, nicht genug geschmeichelte Ehrfurcht trieb den Herrn Urschneider, Furcht vor Ungnade, Aussicht auf Gunst und Vortheil zog die wenigen andern von diesem abhängige Professoren der Marianischen Akademie, einen Grünberger, Cosandey, Renner etc. entweder mit Gewalt nach, oder erzeugte in ihnen Hang und Neigung, lediglich Böses im Institut und Charakter der Mitglieder aufzusuchen. Diese sind also die so klugen Köpfe, welche sich mit Ehre aus der Loge schlichen. Hätten sie dieß alles, und nichts weiter gethan, so möchte ihr Austritt immerhing eine gleichgültige Sache seyn: aber da sie es waren, welche am ersten widrige Gerüchte von der Gesellschaft verbreiteten, geheime infamirende Denuntiationen gemacht, ihre hohe Gönnerin gemißbraucht, und gegen den Orden aufgebracht, das Verzeichnis der Mitglieder aller Orten verbreitet, sich mit einem Strobl, Babo, Rosenkreuzern und Jesuiten verbunden, die infamsten Pasquille mittelbar oder unmittelbar in die Welt geschrieben, und von allen bisherigen schauervollen Vorfällen die entfernte Triebfeder gewesen, ob sie gleich allezeit hinter dem Vorhang gestanden; da hört ihr Austritt auf ehrenvoll zu seyn. Da erscheint aus allen ihren Schriften und Vorkehrungen, Bosheit, Rachsucht, Verleumdungssucht, und nichts weniger von allem, als ihr vorgeblicher Patriotismus. Wenn sich diese Herren selbst kennen, oder genauer, aber unparteyisch erforschen wollen, so werden sie finden, daß ihr so hochgepriesener Patriotismus nichts anderes sey, als Begierde, sich bey der künftigen Regierung einen Namen und Verdienst auf Unkosten anderer zu verschaffen, als Erretter des Vaterlands von einer großen Gefahr, (die niemahlen existierte) angesehen zu werden, und dafür zur Belohnung von der künftigen Regierung hohe und erträgliche Stellen, nebst einem größeren politischen Einfluß zu erhalten. Dieß war ihr Patriotismus, dieß ihre Spekulation, dieß die Ursache, warum die Illuminaten von ihnen so gefährlich beschrieben werden: denn sie wollten siegen, und es war doch kein Feind da; sie mußten ihn also erdichten. Wer stellte sich ihnen nun natürlicher dazu dar, als die Illuminaten, bey denen ihre Herrschsucht unbefriedigt geblieben? die mit allen geheimen Gesellschaften auch dieses gemein haben, daß ihre Absichten der übrigen Welt verborgen, und schon eben dadurch verdamulich sind; die jeder Profane so gern als seine Feinde betrachtet, weil er sich davon ausge-

schlossen sieht; die jeder so gern fürchtet, weil er nur ein einziger gegen viele ist; die am leichtesten können verläumdet, falscher Absichten beschuldigt werden, weil ihre Zwecke geheim sind, und der übrigen Welt nicht können zur Rechtfertigung vorgelegt werden, ohne daß sie verfallen, oder aufhören, eine geheime Verbindung zu seyn.

Die Herren traten und entweder offenbar zur Gegenpartey über, und vermehrten, und bestätigten, um sich in der neuen Verbindung wichtig und beliebt zu machen, durch Lügen oder Verdrehungen, die falschen Urtheile und Erzählungen; oder suchten eine Art von Mittelwesen freylich mit einem nur gar zu merklichen Übergange zur mächtigern siegenden Partey bey allem Scheyn von Unparteylichkeit und Billigkeit vorzustellen.

Möglich indeß, oder vielmehr gewiß ist es, daß einige der Ausgetretenen redliche und vernünftige, oder doch sehr verzeihliche Ursachen zum Austritt haben mochten.

Diese Ursachen konnten aber lediglich entweder aus ihrer individuellen Lage, ihren häuslichen Umständen, Familienverhältnissen etc., oder einem etwas mehr weichen, schwächlichen oder schüchternen Charakter ausfließen.

Hätten die Ausgetretenen die Ursachen ihres Austritts von der Unlauterkeit des Instituts oder der Lasterhaftigkeit der Mitglieder abgeleitet; so hätten sie nimmemehr schweigen können, sie hätten die Ursachen ihres Austritts vor der ordentlichen Obrigkeit oder doch vor dem Publicum angeben, und auf eine glaubwürdige Art erhärten müssen. Wie betragen sie sich aber statt dessen? Wenn sie namentlich auftreten, so haben sie den Orden verlassen, weil man dort Zeit und Geld verliert, immer von Cosmopolitismus gegen den Patriotismus predigt. Wenn sie ihre hohe Gönnerin insgeheim gegen den Orden erbittern wollen, so führen sie eine andere Sprache, sie haben Anschläge gegen das Vaterland, Zusammenhang mit einem benachbarten großen Hof entdeckt. Wenn sie die Geistlichkeit und den Pöbel in ihr Interesse ziehen wollen, so geht der Orden mit nichts geringern um, als die Religion zu vertilgen, den Deismus und Epicureismus zu verbreiten. Diese Absicht mußten andere in Schriften, und die Prediger von den öffentlichen Kanzeln, unter das Volk bringen, die um so glaublicher sind, weil sie von einem geistlichen Ordens=Mitglied selbst, von einem Cosandey, unter dem 3. April des vorigen Jahrs in die Hände des Fürst=Bischofs von Freisingen schriftlich übergeben und die Anzeige davon in geheim gemacht worden. Um die Staatsbeamte zu erbittern, so sucht die Gesellschaft alle Stellen an sich zu reißen, mit den Ihrigen zu besetzen. Um den Regenten selbst, samt seinem Ministerium zur Verfolgung zu überreden, so sind dieß diejenigen Leute, welche die gedruckten Pasquille über die Regierung schreiben, das Wittelspachische Haus vertilgen wollen, sich dem Ländertausch widersetzen, aller Thronen sich bemeistern, jeden Regenten mit ihren Leuten umgeben und in einer schändli-

chen Abhängigkeit erhalten wollen. Wenn diese Angaben vielen zu übertrieben und lächerlich scheinen, daher keinen Glauben finden, so sieht man sich genöthigt, den Ton herabzustimmen, die Beschuldigungen auf den Grad zu mäßigen, daß sie Verachtung der Gesellschaft erwecken sollen. Nun hören die Mitglieder auf, Atheisten, Landesverräther etc. zu seyn. Alles ist eine bloße Policey=Anstalt; die Sache selbst eitle Beutelschneiderey eines Officiers. Es wurden ganze Familien ruinirt, Eltern und Vormünder betrogen, und hinterlistet: es waren aber doch Geister der ersten Größe dabey, und diese merkten mit aller Größe des Geistes den Betrug nicht: und um die Billigkeit der Regierung zu beweisen, mit welcher in allem verfahren worden, wurden diese Geister der ersten Größe Richtern übergeben, die sich besser zu Korporalen der heiligen Inquisition schickten, und wurden des Landes verwiesen, und ihre Aemter entsetzt, weil in dem Orden eine Menge von Luftspringern und Pflastertretern entdeckt wurde. – Aus so vielerley Gesichtspuncten wußten dieselbige Personen, dieselbige Sache vorzustellen, um das Publicum für sich zu gewinnen: und wenn ich mich nicht betrüge, war der letzte derjenige, wodurch sie sich am meisten schaden, weil sie sich in solchem am meisten widersprechen, und ihren Gegnern Dinge eingestehen, wodurch ihnen der Beweis ihrer Unschuld erleichtert wird.

Die Einlage der Novizen war ausschweifend.

Möchte es doch dem Einsender belieben, einen einzigen zu nennen, der durch die Illuminaten=Orden in Schulden verfallen. Dafür will ich ihm mehrere nennen, die wegen ihrer Schulden mehrmahlen zu besserer Wirthschaft ermahnt, darauf suspendirt oder wohl gar ausgeschlossen worden. Ich will ihm mehrere nennen, die nicht nur allein gar nichts bezahlt, sondern sogar von der Gesellschaft werkthätig unterstützt worden. Was der Einsender von den ausschweifenden Aufnahmsgeldern sagt, ist offenbare Unwahrheit. Als die vier ausgetretene Professoren ihre: Auch eine Vorlage schrieben, so lieferten sie zugleich ein getreues Verzeichniß von den Angaben an die Gesellschaft.

Um die Einlage aufzutreiben, bestahl man Vater, Mutter, Weiber, etc.

Diese Beschuldigung ist zu frech, als daß man darauf antworten könnte. Nur ein Beyspiel zum Beweis wider alle!

Zu gleicher Zeit vernahm man, daß sie sich in Schenken bey Biekrügen öffentlich für Freymaurer erklärten, und ihre Lehre predigten.

Wohl möglich, daß hie und da einem jungen Manne die plötzliche Entdeckung einer neuen, mitten in der alten verborgenen, herrlichen Welt den Kopf irre machte, und der Mund von dem, wovon Herz und Geist voll war, überging; oder die Wahrheit freymüthig gesagt: Ich erinnere mich selbst vor 5 bis 6 Jahren ungefähr 4 bis 5 dergleichen Leute gekannt zu haben.

Dergleichen Leute, ihrer und andrer Brüder einzelne Fehler und Mängel, deren sie als Menschen freylich auch mehr oder weniger haben, sind es, worauf Partheyhaß und Feindschaft unaufhörlich sieht, dieselbe ins Ungeheure vergrößert, und aufs Ganz ausgedehnt, um seine äusserst ungerechten Urtheile und grausamen Handlungen – die Entehrung der Nation bey sich und andern zu rechtfertigen, und sich und andre in der Täuschung zu erhalten.

Zur Ehre des Instituts, und jener Leute, die demselben so viel geschadet haben, muß ich aber auch sagen, daß sie mit dem Verlauf der Zeit immer mehr von ihrem Unfug abgelegt, und größtentheils eine ordentliche und bescheidene Denkungsart angenommen haben, nicht ohne Mitwirkung des Ordens, wenn ihms auch nicht alle mehr gleich erkenntliche danken.

Der Pöbel verwandelte sie in Freygeister.

Also der Pöbel? Viel Ehre für den berühmten Strobl, für den Verfasser der Gemählde aus dem menschlichen Leben, für den Verfasser der ersten Warnung, für den Verfasser der Schrift: Auch eine Beylage. – Diese sind also der Pöbel von München? Denn diese waren es, welche jene Calumnien gegen die Illuminaten ausgestreuet haben. Erst durch diese und die empörende Predigten eines Franks, Krembs, Bürzers, wurde der eigentliche Pöbel aufgebracht. Vorher war solcher gegen Freymaurerey gänzlich gleichgültig, aber nachdem solche Schriften erschienen, und von der öffentlichen Kanzel, statt des göttlichen Worts, als classische Werke angepriesen wurden, da entstand freylich eine allgemeine Gährung. Diese hatte aber mit Fleiß lange vorher auf diese Art vorbereitet, um den so lange sich widersetzenden Kurfürsten durch diese Gährung endlich zu einem entscheidenden Schritt zu bereden. Der Pöbel kann nie gegen eine Sache aufgebracht seyn, die er nicht kennt. Und wenn der Pöbel über solche ihm unbekannt Gegenstände lärmt, so ist allezeit vorher ein oder der andere Demagog öffentlich oder heimlich aufgetreten, der ihm eine solche Sache unter ganz falschen Vorspiegelungen gehässig vorstellt.

Der Pöbel in Baiern verwandelte nicht bloß die Illuminaten, sondern auch den gutmüthigen und bescheidenen Oefele, eine Obermair, Lory, Linowsky, Braun, Westenrieder, Zaupfer, Milbiller, Schuhbaur, jeden selbstdenkenden Mann, jeden Aufklärer der Nation. Man ließ den Pöbel verwandeln, über seine Verwandlungen disputiren, und sich dadurch aufklären.

Die Inquisition wurde über die Illuminaten verhängt, nicht so fast, um sie zur Strafe zu ziehen, als um sie der Wuth des Pöbels zu entziehen.

Welche niedrige elende Verdrehung! Ich weiß nicht, was für eckles, widerliches Gefühl mich allenthalben befällt, so oft ich Menschen zu so armseligen Wendungen und Winkelzügen ihre Zuflucht nehmen sehe!

Bey dieser Stelle bemerke ich folgende Stücke:

1. Nachdem einmahl die Sache, durch boshafte Cabbalen, so weit gekommen war, so ist es freylich nicht mehr befremdend, daß man zur wirklichen Inquisition geschritten. – Aber wie ging man dabey zu Werk? Lese doch jemand mit Unbefangenheit die der Welt im Druck vorliegenden Acten der verurtheilten Mitglieder. Wurde wohl ein einziger, über die von dem Pöbel, oder von den Warner angedichtete Verbrechen, zur Rede gestellt? Wurden nicht viel mehr ganz eigene, lächerliche, unjustificirliche Gründe ihrer Verdammung angegeben? Wären die Urtheile mit dem Factum übereinstimmend, solchem angemessen? Wurden ihnen nicht sorgfältig aller Recurs an den Hof, alle weitere Vorstellung untersagt, eine genauere Untersuchung abgeschlagen? Sr. Durchlaucht selbst wurde gehindert, sich von dem Grunde der Sache zu überzeugen, wurde beredet, die von dem Grafen von Seau übergebene Bittschrift der Gesellschaft, das von ihr durch diesen gemachte Anerbieten, alle ihre Grade und Schriften zur Einsicht vorzulegen, in Ungnaden zu verwerfen. Freylich wird man zur Rechtfertigung sagen, die Gesellschaft würde doch nichts weiter vorgelegt haben, als was sie zweckmäßig gefunden hätte. Aber nein, auch dagegen war ein Mittel: Utschneider, Grünberger, Cosandey, waren Mitglieder der Gesellschaft, beyde letztere sogar Obere der Gesellschaft. Diese hätte man beyziehen können, diese hätten bezeugen sollen, ob die Grade falsch oder ächt seyen. Sodann hätte man die Gesellschaft näher, als aus bloßen anonymischen Schriften, und geflissentlich veranlaßter Pöbelsage beurtheilen können. – Zu diesem gehört noch, daß viele Mitglieder gar nicht gehört, aber darum doch verurtheilt; andere nur zum Schein zur Verantwortung gelassen, und sodann keine ihrer Entschuldigungen erheblich gefunden worden. Wie sich nun dieses mit dem von dem Einsender so sehr gerühmten Benehmen des Hofes, und den dabey zu Grund liegenden genauesten Grundsätzen der Billigkeit, Mäßigung und Vorsicht, so wie auch mit der oben angeführten Kreitmayrischen Stelle vertrage, mögen billige Leser selbst beurtheilen.

2. Was fachte die Wuth des Pöbels bis zum äussersten Grade an? Nebst den abentheuerlichen und äusserst abscheulichen Inzichten der Verläumdung, nichts so sehr, als das grelle und auffallende Verfahren gegen die Verläumdeten. Die Nation hatte zugesehen, wie man jahrelang Untersuchungen, Berathschlagungen anstellte, ehe man zur Entsetzung oder auch nur zu Versetzung eines Rathes und Beamten schritt. Nun sah sie Geistliche, Professoren, Räthe, Beamte, Officiere ohne weiters cassiren, suspendiren, permutiren, exuliren. Der Schluß konnte wohl kein anderer seyn, als dieser, der auch überall gehört wurde: Es muß also wahr seyn! Die Leute müssen wirklich die ärgste Greuelthaten verübt haben, und derselben gänzlich überwiesen seyn; sicherlich, wären nicht so viele Vornehme darunter, des Hängens, Köpfens etc. würde kein Ende seyn!

Weiß es doch ganz München, daß die Illuminaten nirgends Zutritt und Gehör fanden, und allenthalben zurück gewiesen wurden; daß dagegen Calumnianten, je frecher und stirnloser, desto mehr willkommen waren, desto eher Belohnung fanden! Babo, der Urheber aller Unruhen, verdiente sogar Zeitungsschreiber zu werden. Er befolgte den Wink oder auch seine Instruction so gut, daß keine entehrende That in irgendeinem Winkel von Europa zum Vorschein kam, die er nicht den Illuminaten zuschrieb; kein Bösewicht sich durch Frevelthaten bekannt machte, den er nicht, wie z.B. den Adepten Cagliostro, für das Haupte der Illuminaten ausgab.

Und die Polizey? die schwieg! Man schien gänzlich vergessen zu haben, daß B. von Kreitmayer einst im Cod. Drim. 1. Th. 8 Cap. § 11. wider Calumnianten ¹³⁾ ein Gesetz verfaßt habe.

3. Nach dem Einsender sind diese Verfügungen von dem Münchner Hof, nicht in der Absicht zu strafen, getroffen worden, sondern um die Illuminaten der Wuth des Pöbels zu entziehen. Wenn die Regierung dieß zur Absicht hatte, so hat sie ganz verkehrte Mittel ergriffen. Sie hätte statt dessen nicht jeden Verläumder in Schutz nehmen, Verborgenheit und Belohnung versprechen sollen. Sie hätte auf die Urheber der Pasquille inquiriren sollen. Sie hätte den Predigern ihre empörende Reden untersagen, das Volk selbst durch ein ernsthaftes Edict von Gewaltthätigkeiten abmahnen, und scharfe Untersuchung der Sache versprechen sollen. Von allem diesen geschah gerade das Gegentheil. Der Prediger bey dem heiligen Geist, Solanus Bürzer, durfte ungeahndet eine seiner Predigten mit folgenden Worten beschließen: alle Freymaurer sind Spitzbuben, alle Spitzbuben sind Freymaurer. Der Blitz hat den Greuel entdeckt, bessere Menschen hangen

¹³⁾) Die Schrift: *Gemählde des menschlichen Lebens*, welche die Ehre eines großen und ansehnlichen Theils der Nation auf eine so freche Art schändete, und dem ungeachtet unter dem eigenen Namen des Verfasserts öffentlich gedruckt und verkauft werden durfte, gibt einen auffallenden Beweis, wie wenig man nicht nur für die Ehre, sondern auch für die Ruhe der Nation besorgt war. Und doch will man die hierüber entstandenen Unruhen und Aergernisse auf Rechnung der Illuminaten setzen?

an dem Galgen. Jeder durfte schreiben und drucken lassen, was er wollte, so bald es gegen die Illuminaten gerichtet war. Die unter der Censur stehende öffentliche Zeitung wurde zur Quelle, aus welcher sich alle gehässige Anekdoten verbreiteten. Und dieß soll Schutz gegen die Wuth des Pöbel seyn? Und es soll zugleich keine Strafe seyn, daß man seines Amtes entsetzt, oder auf und unter die Hälfte seiner vorigen Einkünfte herabgesetzt wird, daß viele Menschen um ihre bürgerliche Ehre gebracht werden, daß man sein Vaterland verlassen muß, daß schuldlose Frauen und Kinder im Elend darben, daß man die Exulanten sogar in ihren fremden Wohnsitzen beunruhigt, die Obrigkeit ihres Orts gegen sie aufzuhetzen sucht, daß sie von neuen Nachstellungen auch in der Ferne nicht gesichert sind, daß man sogar bischöfliche und päpstliche Censuren gegen sie auszuwirken, und sie von der Gemeinschaft ihrer Kirche zu trennen sucht; daß keiner mit seinem Freund reden, ihn besuchen kann ohne in neue Inquisitionen zu verfallen. – Und dieß alles, und noch ungleich mehr heißt der Einsender keine Strafe, er nennt es Polizey=Anstalt, und Schutz gegen die Wuth des Pöbels? Man vergleiche auch hiemit die oben angeführte B. v. Kreittmayrische Stelle.

Wodurch der Hof seine Hochachtung gegen die Freymaurer zu erkennen gegeben habe, weiß ich nicht, und vermuthlich niemand. Die landesherrlichen Verordnungen verbieten alle geheime Gesellschaft ohne Unterschied.

Wenn es wahr ist, so soll sich der Kurfürst, ehe er das Verfahren gegen sie entschied, eine treue Liste aller in Teutschland existirende Logen habe verschaffen lassen, und da er München nicht darin fand, auch auf Privat=Erkundigung versichert wurde, daß der wahre Orden die Münchner Loge mißkenne, sich erst zur Inquisition entschlossen haben.

Der Himmel weiß, wenn dem also ist, bey wem sich der Regent in diesem Fall erkundigt haben mag? Leute, die ihr Spiel so gut zu veranstalten wissen, verstehen auch ganz gewiß die Kunst, die Sache so einzulenken, daß die Frage nur an diejenigen kommt, die zu ihrem Zweck sind. Mit dem allen sieht man aus dieser Beschönigung dieses Verfahrens angeführten Stellen, welche Mühe es gekostet, den Regenten gegen die Loge Theodor vom guten Rath aufzubringen. Daß der Regent die Münchner Loge nicht in dem Verzeichniß gefunden, kann sehr natürlich seyn; es durfte nur, wie alle Vermuthung dafür ist, das Verzeichnis der vereinigten Logen von der stricthen Observanz seyn. Gibt es denn aber, außer solchen, keine wahren und ächten Logen? Die erste Loge der Welt, die zu Londen selbst, ist nicht von diesem System. Alle englischen Logen in Teutschland, alle Zinnendorfsche, alle eklektischen Logen gehören nicht dazu. Die stricte Obervanz

selbst ist nur eine abgerissene Tochter von der gemeinschaftlichen Mutter. Die Loge Royal York zu Berlin, die zu Manheim, gehören eben so wenig dazu. Was kann also dieß der Aechtheit der Loge Theodor schaden, daß sie der übergebenen Liste nicht einverleibt, oder vielleicht mit Fleiß ausgelassen worden?

Man entdeckte Knaben Pflastertreter, Luftspringer, Hausdiebe; aber auch höchstwürdige, solide, der Nation Ehre machende Männer, Menschen vom besten und rechtschaffensten Charakter, Geister der ersten Größe.

Alles neben einander und untereinander! Humano captivi cervicem pictor equinam etc.

Und Leute, die so widersprechende Dinge zusammen paaren können, bestimmen die Urtheile so vieler Menschen!

Wir wollen aber annehmen, es sey so! Was folgt hieraus? Unmittelbar dieses: daß die Aufhebung der Gesellschaft eine für die Nation sehr unglückliche Begebenheit sey. Die größere Kraft hat noch allemahl die kleinere nach sich gezogen. Die soliden und großen Geister würden die kleineren umgestimmt, sie würden der Nation aus Gassentretern und Luftspringern manchen brauchbaren Staatsbedienteten, manchen guten und braven Mitunterthan erzogen haben. – Die Direction war nicht in ihren Händen? Wo ist der Beweis? Und wenn auch, man hätte dafür ungesorgt seyn können, sie würden dieselbe bald in die Hände bekommen haben. Der große Geist steht nicht lange hinten an; nur einmahl einige Schritte, und er erscheint, ehe man sichs versieht, an der Spitze.

Das traurigste Schicksal der Illuminaten und vielleicht für den Dienst des Vaterlandes selbst ist, daß die Inquisition zum Theil in solchen Händen ist, die besser zu Korporalen bey einem heiligen Offiz taugen würden, als zu Richtern.

Wieder ein auffallendes und warnendes Beyspiel, wie schimpflich Staatsmännern, die ihre erhabenen Rollen vergessen, und vom Parteygeist von eigenen und fremden Leidenschaften sich niederziehn lassen, am Ende meistens von ihrer eigenen Partey mitgespielt werde.

Was ward nicht alles unternommen, um es dahin zu bringen, wohin es kam? Man erdichtete, verbreitete und häufte so lange die abentheuerlichsten, unsinnigsten Vorstellungen und Erzählungen, bis die Nationalvernunft und Urtheilskraft unter dem schändlichsten Wust erlosch, und die

beyden heftigsten, und wenn sie falsch geleitet werden, fürchterlichsten Leidenschaften, Religionseifer und Vaterlandsliebe, in Wuth sich wandelten. Der Lärm ward allgemein und ärgerlich. Die Regierung fühlte sich dadurch incommodirt. Sie glaubte anfangs, durch eine bloße Abrathung von geheimen Gesellschaften (mehr war das erste landesherrliche Mandat nicht) nachmahls aber durch ein wirkliches Verbot sich Ruhe und Frieden zu verschaffen. Die Illuminaten thaten alles, was sie zur Herstellung des Friedens thun konnten. Sie traten auseinander. Allein sie bekleideten noch ihre Aemter, zeigten noch Achtung für das Institut, und liebten und besuchten sich noch als Freunde. Das war unerträglich, Haß und Rachsucht einer verfolgenden und siegenden Parthey kennt kein Ziel. Gänzlich aus einander gestört, erniedrigt, und von ihrer Ohnmacht überzeugt, wollte man die Leute sehen. Das Zetterschrey ward aufs neue ärger, als jemahls, die vorigen Verläumdungen wurden mit neuen, wo möglich, noch abscheulichern vermehrt. Eine ehrenschränderische Schrift lief vor der Rückkehr des Kurfürsten aus der Unterpfalz von Hand zu Hand herum, worin die unerhörtesten Gräueltathen für erwiesene Thatsachen ausgegeben, das Volk durch Vorherverkündigung fürchterlicher Executionen vorbereitet und der Fürst und seine Räthe bey ihrer Nation beschwornen Pflicht, ihren Gewissen, und ihrer Seligkeit zur Vornehmung jener Executionen, zur Rettung der Religion und des Vaterlandes aufgefordert wurden.

Man sage mir doch, was wollten diese Leute, die Feinde der Illuminaten? Hoffentlich, daß man ihnen glauben solle! Nun es ward ihrer auch geglaubt, und zwar so kräftiglich, daß man diesem Glauben gemäß ohne weiters vorschritt, und gar auf keine Weise zweifelte, der Verfolg werde die nöthigen Beweise von selbst aufdecken, und das ausserordentliche Verfahren vor dem Publicum rechtfertigen.

Der schon einmahl von Pater Jost (wie man sich damals zu sagen erlaubte, auf Eingebung seiner und absichtsvollerer Leute) vorgeschlagene, von den Baiern damahls edel verabscheute Plan ward wieder hervorgekommen, und bey der so günstigen Stimmung der bethörten Nation zur längst erwünschten Ausführung gebracht.

Ein spanisches Inquisitions=Gericht trat mit allen seine Schrecknissen mitten in Teutschland hervor, und eröffnete im Angesichte von Europa den Schauplatz. Die Opfer wurden vorgeführt. Sie zeigten fast durchgehends einen rührenden Edelmuth, eine hohe Seele in ihrem Betragen. Sie behaupteten standhaft die Würde des Menschen, die Rechte des Unterthans.¹⁴⁾ Man war blind dagegen. Das Volk frohlockte über die willkührlichsten,

¹⁴⁾) Wo ihr auch immer herumirrt, (ich weiß das von den wenigsten) wo immer dieses Blatt, wenn je, euch in die Hände kommt, meine ehemaligen Brüder, und ewig meine Freunde! Vernehmt meinen Dank und meine Segnung! Was ihr gethan und gelitten habt, kann nicht ohne häufige Früchte bleiben. Wenn auch euer Betragen bey euern Landsleuten die Begriffe von Menschenwürde, von verfassungsmäßiger bürgerlicher Freyheit, vom Vorzug innerer Ehre vor äussern Vortheil nicht gehoben, in die Herzen der Baiern nicht

gesetzwidrigsten Verurtheilungen, und die Hauptanstifter alles Unheils flüsteren den Inquisitoren und Excecutores hinter der Scene hervor Beyfall und Aufmunterunt zu.

Nun tritt Friedrich auf, und zeigt den wahren Hergang der Sache in Ansehung des berüchtigten Ländertausches. Niemand kann nun die Illuminaten mehr für Landesverräther halten. Die Hitze sinkt. Die Täuschung hört auf. Man sieht wieder mit eignen Augen, nicht bloß mehr auf den Namen der Parthey, sondern auch auf Handlungen und Eigenschaften der Personen. ¹⁵⁾

Das aufgeklärte Ausland ¹⁶⁾ fängt an, sein Erstaunen über die Bethörung eines ohnehin schon genug bedrängten Volks in öffentlichen Schriften zu äussern, und die betrogne und allenthalben unglückliche Nation den Verlust so vieler ehrlicher Männer, und guter Mitunterthanen zu fühlen, und in Geheim zu betrauen. Nun schleichen sich die Leute hinter der

Funken der Ehrliche und Selbstachtung, des Muths und der Entschlossenheit geworfen hätte: so hätte es doch wenigstens in den Augen der Wahrheitsforscher und Menschenfreunde der menschlichen Natur einen neuen Glanz ertheilt.

¹⁵⁾ Künftig wird man hoffentlich nicht mehr solche Urtheile von Illuminaten lesen, als noch neulich Herr Hofrath Heyne in Göttingen in einem akademischen Programm über dieselben äusserte; oder als der Verfasser des so eben erschienenen Anti St. Nicaise fällte, welcher, von dem Strom des bösen Gerüchts hingerissen, S. 107 die Illuminaten unter diejenigen rechnet, welche durch alchymistische Betrügereyen die Bürger des Staats an den Bettelstab bringen, und S. 108 glaubt, der wegen seines edlen und guten Herzens so bekannte Kurfürst von Pfalzbaiern handle gerecht und billig, wenn er die Illuminaten und Schwärmer in seinen Staaten nicht duldet.

¹⁶⁾ Die Berliner Monatschrift, Zweybrücker Zeitung, der teutsche Zuschauer etc. Parthey=Rachsucht hat noch allemal alle herrschenden Ideen, gute und böse Vorurtheile des Volks zu seinen Absichten gemäßbraucht, seine Getreuen in der engsten Verbindung mit den beliebten Nationalgegenständen, die Feinde in Verbindung mit dem Verhaßten abgemahlt. In dem Gemählde des menschlichen Lebens, den Warnungen, gedruckten und ungedruckten Lästerschriften, und mündlichen Erzählungen blieb keine eingreifende Idee, kein Vorurtheil ungenützt, keine Classe von Menschen vom Minister bis zum Pöbel, vom sogenannten Freygeist bis zum Mönche und Jesuiten, ungeschmeichelt und unaufgereizt. An dem einen Orte erklärte man die Illuminaten für preußische und zweybrückische Spionen, an einem andern gab man sie für österreichische Emissäre und Landesverräther an, und stellte die Verfolgung und Bedrückung derselben als ein Merkmal des Eifers für die Erhaltung der Nationalunabhängigkeit, und einen Beweis der Ergebenheit für das zweybrückische Haus vor. Da eine und die andere Person aus den Feinden des Ordens wirklich in beyder Rücksicht vieles mit Gefahr unternommen: so waren diese Ideen=Verbindung um so viel natürlicher und scheinbarer.

Wären von Berlin und Zweybrücken gleichfalls Versammlungen=Urtheile über die Illuminaten ergangen, und hätten die Begierde zu schaden durch die Hoffnung auf Gunst und Gnade verstärkt; sicherlich, die Phantasie des Volks wäre noch nicht abgekühlt, es müßte noch ein Dutzend braver Männer das Land räumen. Doch Berlin, der Sitz aufmerksam prüfender und kaltblütig richtender Vernunft, behauptete sein Vorrecht: sah nicht auf Worte, sondern Sachen, schnitt die Auswüchse, und Zusätze der Phantasie und Calumnie weg, und stellte die Sache der Illuminaten ihm wahren Lichte, im Verhältniß auf National=Glückseligkeit dar.

Zweybrücken scheint Mitleiden mit der Bethörung seiner künftigen Unterthanen und Mitunterthanen zu fühlen.

Scene weg, stellen sich zum Schein unter den immer mehr zunehmenden Haufen neutraler Zuschauer, schimpfen zu gleicher Zeit auf Illuminaten und Inquisitoren, und stellen den letztern, da sie doch größtentheils ihren Eingebungen gefolgt, zum Lohn ihrer Leichtgläubigkeit, den Korporalstab zur Hand.

Bey einer mehr politischen Wendung des Verfahrens hätte dem Staat der Verlust manches brauchbaren Mannes erspart werden können, wenn er, anstatt weggeworfen, zurück geführt worden wäre.

Gegenwärtig irren Weishaupt, Drexl, Marquis von Costanza, Graf von Savioli, von Delling, Baron von Kern, Baron von Meggenhofen, kein einziger blöden Verstandes, oder bösen Herzens, fast durch gehends aufgeklärten, veredelten Geistes, der eine da, der andere dort in der Fremde herum, und eine große Masse schöner und nützlicher Kenntnisse, guter und achtungswerter Gesinnungen ist für die Nation verlohren.

Dieser Verlust (wie groß in den Augen des ächten Kenners!) hätte der Nation feylich wohl erspart werden können, wenn man diese Männer nach eine unpartheyischen, ordentlichen Untersuchung der wider sie vorgebrachten Beschuldigungen, durch eine gemachte Ehrenerklärung rehabilitirt hätte, ihrem Vaterlande zu dienen.



Nachtrag.

Ich hatte schon geendigt, als ich das erste Stück des politischen Journals von diesem Jahr erhielt. In dieser so beliebten Schrift wird ebenfalls des Illuminatismus gedacht, und solcher unter einem neuen Gesichtspunct vorgestellt. In solchem wird dem Orden ein eigenes Lehrsystem zugeschrieben, daß zum Theil sehr schön seyn soll, aber andern Theils Lehren enthalte, die von keinem Regenten können geduldet werden. Da diese Aeusserung sehr unbestimmt ist, und mit keinen Beweisen belegt wird, so ist es sehr schwer, auf eine so allgemeine Anklage sich gehörig zu vertheidigen. Zu diesem Ende, um doch etwas zu thun, und dem Publicum einige Begriffe von den Lehren des Illuminatismus zu geben, ohne zugleich den Geheimnissen des Ordens zu nahe zu treten, wage ich es in der Beylage A. ein Sendschreiben der Obern von der baierischen Provinz, so wie sie mit jedem neuen Jahr gewöhnlich abgefaßt wurden öffentlich bekannt zu machen. Nichts ist fähiger, das Falsche und Ungegründete der bisherigen Beschuldigungen deutlich aufzudecken. Da die Regierung in München dieses Sendschreiben selbst ohnehin schon in Händen hat, und die Ehre und Unschuld der Mitglieder, so wie die grossen Absichten des Ordens durch diese Bekanntmachung am besten dargethan werden: so glaube ich auch von dem Vorwurf der Verrätherey hinlänglich befreyt zu seyn. An der Aechtheit dieses Sendschreibens darf wohl niemand zweifeln, da es allen Mitgliedern der Provinz ohne Ausnahme bekannt seyn wird. Wären die Ordensschriften nicht vernichtet worden, so ließe sich vieles gegen die Beschuldigung anführen, was gegenwärtig nur in so fern kann abgelehnt werden, als von einzelnen Mitgliedern dahin einschlagende Papieren gerettet worden. – Dieses Sendschreiben also soll beweisen, in wie ferne Eltern, Vormünder, Regenten Ursache haben, über Verderbniß ihrer Kinder und Mündel zu klagen oder wohl gar gefährliche Anschläge gegen den Staat zu vermuthen. Und obgleich die Beschuldigungen und Anklagen gegen den Orden der Illuminaten noch nicht aufhören, so kann ich doch meine Freude nicht bergen, daß solche von Zeit zu Zeit billiger und gemäßigter werden. Die Zeit selbst wir noch manches aufklären, und mancher Schriftsteller und Journalist sein Unrecht einsehen, daß er das Seinige beygetragen, um das Schicksal würdiger und schuldloser Menschen zu erschweren. – So sehr es aber auch den Verfolgern gelungen ist, teutsche Schriftsteller gegen den Orden einzunehmen, und teutsche Publicität zu unter drücken, so konnte doch die öffentliche Stimme nicht so sehr zurückgehalten werden, daß sie nicht in andern Gegenden um so lauter ertönte. Ein Beweis davon ist das 110 Stück des „Journal général de l'Europe“, von welchem hier unter B. ein Abdruck, mit der teutschen Übersetzung für eine gewisse Classe von Lesern begleitet, erfolgt: weil die ganze Verfolgung in solchem unter einem Gesichtspunct vorgestellt wird, aus welchem jeder unbefangene Denker sie von selbst hätte betrachten sollen. Und eben daher weiß ich nicht, soll ich über meine Zeitgenossen

zürnen oder lachen. Sie wissen doch, wie oft schon, seit denkende und nichtdenkende Menschen sind, dieses baierische Schauspiel, gegen alle Männer von Verdienst, immer unter den nämlichen Gestalt, und nur gegen verschiedene Personen aufgeführt worden. Sie wissen, wie zu allen Zeiten wohlthätige Anstalten und Absichten großer Männer, durch einen Anstrich von Irreligiosität, oder Staatsverrätherey bei dem unwissenden Haufen verdächtig gemacht worden. Sie wissen, daß kein großer Mann, selbst unser göttlicher Erlöser, zu keiner Zeit diesen beschiedenen Erbtheil großer Menschen entgangen: daß allezeit Unglück, Verachtung, Verleumdung, sogar der Tod der Antheil aller gewesen, die für das Wohl ihrer Mitmenschen am meisten besorgt waren. Sie sehen, wenn sie die Geschichte dieser Männer durchgehen wollen, daß immer dieselbige Anklagen seit Jahrtausenden wiederholt worden, daß ein späteres und reiferes Menschenalter noch allezeit den Ungrund davon entdeckt, und diesen Märtyrern der Wahrheit und Menschheit, Gerechtigkeit, so wie ihren Verfolgern und Mördern den längst verdienten Abscheu widerfahren lassen. Sie wissen dieß alles, haben es so oft gesehen, gehört, gelesen, und doch bey jedem neuen Fall, wo die alte Farce wieder gespielt werden soll, stehen sie da, zaudern, tragen Anstand und Bedenken, was sie von der Sache denken sollen; treten, ohne es zu wissen, zur Fahne der Verfolger über, und hindern dadurch das Gute, das geschehen könnte, und sollte.

Ich kann es nicht verbergen, diese Kurzsichtigkeit vieler sonst so hell denkender Menschen erregt meinen Unwillen, und ich werden kleinmüthig darüber, daß sie viele so oft wiederholte Erfahrungen noch nicht fähig waren, den Menschen die Augen zu öffnen, und sie zu einer billigen Beurtheilung ihrer Wohlthäter zu bewegen. Beynahe zweifle ich, ob Menschen je klug und volljährig werden: beynahe möchte ich behaupten ihre Schicksale und Leiden wären wohlverdient. Gern möchte ich jeden als Thoren schelten, der die undankbare Arbeit über sich nimmt, für ihr Bestes zu arbeiten, darüber allen Vergnügungen entsagt, und sich zum Besten derer aufopfert, die ihn mit Undank belohnen. Gern möchte ich dem Geschrey der Moralisten beypflichten, die nur für sich sorgen, und sich um das Schicksal anderer wenig oder gar nicht bekümmern. Aber sogleich ermuntert mich wieder der Gedanke, daß sie nicht wissen, was sie thun: daß ich gutes thun soll, ohne auf Dank und Beyfall der Menschen zu rechnen: daß es Pflicht und höhere Pflicht sey, sie aus ihrem Irrthum zu reißen, und zu diesem Ende so viel zu thun, als jedem gegeben ist: daß der Tadel und Undank der Zeitgenossen, durch inneres Bewußtseyn von Erfüllung seiner Pflicht, durch die Ehrlichkeit seiner Absichten, durch die Folgen einer bessern und höhern Zukunft und durch den unausbleiblichen Beyfall einer billigen Nachkommenschaft jedem Wohlthäter der Menschen hinlänglich vergolten werden. Ich sehe ein, daß solche Auftritte geschehen müssen, um gewissen Gegenstände zur Untersuchung und Sprache zu bringen, die Aufmerksamkeit der Menschen darauf zu lenken, sie mit ihnen vertraut und nach und nach zu Volksbegriffen zu machen. Vielleicht ist kein einziger unserer ausgemachtsten Sätze, der nicht wenigstens einem Men-

schen sein Glück, Ehre oder Leben gekostet, wenn er in Zukunft frey und unangefochten seyn sollte. Wir haben sogar offenbare Irrthümer mit Blut erkaufte: und Vorurtheil, Unwissenheit und Bosheit verteidigen ihr einmahl und schon so lang erworbenes Eigenthum zu gut, als daß sie es auf die erste freundschaftliche Abforderung so gutwillig abtreten sollten. – Ich sehe endlich auch einen Anytus und Melitus geben müsse, wenn ein Socrates erscheinen soll: und daß wenigstens ich, bei dem vesten Entschluß der Letzte zu seyn, nichts verlehre, wenn sich die ganze übrige Welt zum erstern entschließen will.

Wekhrin, Wilhelm Ludwig

• **Leben**

Wekhrin: Wilhelm Ludwig W., süddeutscher Aufklärer und einst sehr gelesener Journalist, geboren am 7. Juli 1739, † zu Ansbach am 24. Novbr. 1792. Ein von West nach Ost langgestrecktes Dorf, Bothnang, eine Stunde westlich von Stuttgart (zwischen diesem und der Solitude) ist sein Geburtsort. Er stammte aus der angesehenen württembergischen Familie Weckherlin, der auch der Dichter Georg Ludw. W. (s. o. S. 375) angehörte und über die v. Georgii im „Dienerbuch“ (Register S. 799 u. 800) wie in den „biogr.-geneal. Blättern“ (S. 1055—62) nachzusehen ist. Das Wappen der Familie war ein Bienenkorb und es existirt über sie ein eigener, öffentlich erschienener Stammbaum. Welch angesehenem Zweige derselben auch Wilh. Ludw. angehörte, erhellt aus den in bedeutender Lebensstellung befindlich gewesenen Personen, die bei verschiedenen seiner Geschwister Taufpathen wurden. Sein Vater, Joh. Marcell W., geboren in Stuttgart am 26. Juni 1704, machte jedoch von jenen glänzenden Stellungen eine Ausnahme, er war von zehn Kindern das fünfte und folglich von Haus aus zu bescheidenen Verhältnissen hingedrängt. Er bekleidete von 1735 bis April 1741 die Pfarrstelle in Bothnang, von da bis 1745 die in Obereßlingen und war ein Sohn Georg Friedr. Weckherlin's, Rathsverwandten und Gastwirths zum Ochsen in Stuttgart und der Sophie Barbara Kerbs. Was den Namen betrifft, so zeichnete sich noch Joh. Marcell überall eigenhändig als „Weckherlin“ in seine Kirchenbücher ein, erst sein Sohn und zwar Wilh. Ludwig allein für sich, hat „Wekhrin“ daraus gemacht. Die Mutter unseres Wilh. Ludwig's, Dorothea Barbara Andler, gehört ebenfalls einer angesehenen altwürttembergischen Familie an, über welche das „Dienerbuch“ (Register S. 623) sowie Anmerkung auf S. 39 der „biogr.-geneal. Blätter“ nachzusehen ist. Sie war die Tochter Friedr. Isaak Andler's, Klosterhofmeisters zu Weyler bei Eßlingen (jetzt Domäne Weil, 4 Kilom. westl. von E.) und der Maria Augustina Kerner (wol zu der Familie des berühmten Justinus gehörig). Dorothea Barbara ist geboren in Weyler am 19. December 1712 und heirathete Joh. Marcell W. am 24. April 1736, der Vater des letzteren, der Ochsenwirth in Stuttgart, war zu dieser Zeit schon todt. Joh. Marcell starb, beinahe 41 Jahre alt, in Obereßlingen am 24. April (sein Hochzeitstag) 1745 und die Wittve zog sogleich nach Ludwigsburg, wohin ihr Vater damals als erster Stadtschreiber versetzt war (er starb am 9. Septbr. 1757) und wo sie noch eines Posthumus genas. Am 31. Juli 1749 verheirathete sie sich wieder an Joh. Martin Heuglin, Stadt- und Amtsschreiber in Ludwigsburg (seit 1777 bloß noch Amtsschreiber), mit dem sie 1750—56 noch vier Kinder zeugte.

Aus der ersten Ehe mit Joh. Marcell W. waren sieben Kinder entsprossen, von denen Wilh. Ludw. das dritte war. Von Vatersseite her konnte also ein Erbtheil für jedes der hinterbliebenen Kinder kaum vorhanden sein und was die Mutter anbetrifft, so hat sie unsern Wilh. Ludw. überlebt. Es kann dieser also den bedeutenden Vermögensanfall, den ihm Schlichtegroll und Weber von Elternseite her zuschreiben, nicht gehabt haben.

Die fünf überbliebenen Weckherlin'schen Kinder besuchten in Ludwigsburg die Schule und wurden daselbst confirmirt, Wilh. Ludwig und Augustine 1754. Die nächsten Begebnisse des ersteren sind von da ab nicht recht klar, vielleicht kam er auf eine Klosterschule und sollte dann im protestantischen Stifte zu Tübingen Theologie studi-

ren. Aus dem Aufenthalte im Stift wurde aber nichts, ob dieses gleich Klüpfel in seiner Gesch. u. Beschr. d. Univ. Tüb. S. 265 behauptet und selbst W. im Ungeheur III, 294 u. ff. eine genaue Kenntniß des gedachten Instituts verräth. Denn nach einer Mittheilung des kgl. Rectoramts Tübingen vom 9. Februar 1889 ist W. überhaupt nicht akademischer Bürger in Tübingen gewesen und eine Zuschrift kgl. Ephorats des Stiftes vom 17. Mai 1889 versichert, daß sich trotz wiederholten Suchens in den Stiftsacten keine Spur eines Wilh. Ludw. Weckherlin findet. Daß W. Jurisprudenz studirt habe, ist vollends ganz hinfällig. Es darf daher als feststehend betrachtet werden, daß unser W. die akademische Laufbahn gar nicht einschlug: er war eben bestimmt, all das Viele, was er nachher wurde und in Schriften bethätigte (wie in Norddeutschland der um weniges frühere Karl Kasimir v. Creutz) sich selbst verdanken zu müssen. Er ging um 1756 oder 1757 als Informator nach Frankreich, wo er bis 1767 sich aufhielt, dann war er 1767—77 in Wien, 1777 in Regensburg und Augsburg, endlich noch 1777 in Nördlingen. An letzterem Orte schrieb er die Zeitung „Das Fell-eisen“ (worüber Böhm 4, 5. Januar, nachzusehen ist). Da er sich indessen mit den Verfassungen der Reichsstädte zu wenig befreunden konnte (hier mag Wieland sein Vorbild gewesen sein und er blieb lebenslang der Rousseau'schen Modephilosophie mit ihren vielen kleinen Republiken und angeblichen Volksregimes abgeneigt) und dasJedesmal unverhohlen äußerte, so mußte er wie seine früheren derartigen Aufenthalte auch Nördlingen verlassen und zog zu Anfang des Juli 1777 nach Baldingen, vulgär „Balden“, einem Dorf nordwestl. von Nördlingen, nur 1 Kilom. von da entfernt. Er nahm Quartier bei dem Metzger und Wirth Joh. Caspar Thum, suchte am 28. Juli um Aufenthaltsbewilligung beim regierenden Fürsten von Oettingen-Wallerstein nach, erhielt sie am 14. August 1777, ging 1778 auf einige Zeit nach Nördlingen zurück und blieb erst seit 1778 definitiv in Balden wohnen. Dieser Ort wurde der Schauplatz seiner Thätigkeit überhaupt, indem seine großen Journale „Chronologen“ und „Ungeheur“ (ursprünglich richtige Schreibung für „Ungeheuer“) hier entstanden sind und seine Celebrität von hier aus über Deutschland sich verbreitete. Nördlingen lag ihm jedoch zu nahe, als daß er eine von dem dasigen Bürgermeister ihm widerfahrene ehrenrührige Beleidigung hätte vergessen sollen, neun Jahre arbeitete er daran, jenen zu einer reparation d'honneur zu bringen, als aber Alles vergeblich war, so ergoß er 1786 ein langes gedrucktes Knüppelgedicht gegen den Bürgermeister Georg Christian v. Tröltzsch zu Nördlingen und seine Rathsmänner, ersteren geißelte er unter dem Namen „Pips von Hasenfuß“, letztere bezeichnete er als dessen „eif Puppen“. Eine Menge Stoff, durch allerhand Mißvergnügte ihm zugetragen, ist darin verarbeitet, den Schluß macht die Ermahnung an die Bürger, ihren Magistrat abzusetzen und sich unmittelbar Kaiser Josef dem Zweiten zu unterstellen. Die Nördlinger geriethen über die Broschüre in Harnisch und wendeten sich an Wekhrin's Landesherrn. In der von W. eingereichten Vertheidigungsschrift gibt er die Veranlassung zur Veröffentlichung des „Pipses“ genau so an, wie wir vorhin gesagt, leugnet aber Verfasser zu sein und gesteht dagegen, aus dem obigen Grunde ihn zum Drucke gebracht zu haben. Bei dieser Sachlage fand Wekhrin's Verhaftung Anstände und erfolgte erst im nächsten Jahre, wahrscheinlich als die Nördlinger in einem Vers gegen Ende des Pipses (S. 33, wo der Kaiser angerufen wird, zu kommen und die Beschwerden zu enden) dem Kaiser eroberungslustige Absichten zugeschrieben fanden und damit eine Majestätsbeleidigung begründen wollten. Wenigstens muß durch so etwas das durch die Zeitungen verbreitete Gerücht entstanden sein, W. sei wegen Beleidigung „einer gewissen Majestät“ in Verhaft genommen worden (so z. B. Gothaische gelehrte Zeitung 1787, S. 392). Die Oettingische Regierung in Wallerstein verfügte am 30. April 1787, daß das Oberamt Hochhaus für „Ar-

restirung“ Wekhrin's zu sorgen habe, „weil es sich theils nicht schickt, theils unnöthige Kosten machen würde, ihn in Baldingen in seinem Zimmer bewachen zu lassen“. Infolge dessen wurde W. in der Nacht vom 3. auf 4. Mai 1787 (nicht 1788) verhaftet, es war auffallender Weise gerade die Zeit, wo Wekhrin's schwäbischer Antagonist, Christian Friedrich Daniel Schubart vom Herzoge von Württemberg aus dem Asperg entlassen werden sollte, was sieben Tage später wirklich geschah.

Zwei Stunden südlich von Nördlingen zieht sich von West nach Ost gehend ein Thal, das von dem „Forellenbach“ bewässert wird und nach einem ehemaligen Kloster das „Karthäuserthal“ heißt. Es ist von dem Dörfchen Anhausen und mehreren Mühlen belebt, auf den Bergrändern umher sind viele runde und halbrunde Schanzen zu erkennen. Die Südseite hat die bedeutendern Erhöhungen aufzuweisen und hier schiebt sich, von Osten her kommend, in das Thal ein Berg ein, auf dessen äußersten Westrande die Ruine Hochhaus liegt. Auf der andern (nördlichen) Seite des Thales, etwas mehr östlich und tiefer gelegen, zeigt sich Niederhaus, das ältere der beiden Schlösser, von welchem aus der einstige Herr der Gegend, Friedrich von Hürnheim, 1268 mit dem Hohenstauffer Konradin nach Italien gezogen ist, um wie dieser in Neapel enthauptet zu werden. Hochhaus ist der Ort, wohin W. gebracht wurde. Hier war er wenigstens ein Jahr lang in wirklicher Haft, ob ihm gleich geistige Beschäftigung gestattet war und er zu dem Zweck seine Bibliothek in Baldingen (unter Bewachung) hatte abholen dürfen. Ein Brief Wekhrin's von 1787 (unbekannt an wen) hat die Stelle: „Kümmern Sie sich nicht um einen Ueberflüssigen. Leben und genießen Sie. Was mich betrifft, ich bin den Göttern zween Tode schuldig, den einen für meine Dummheit, daß ich nicht davon ging, den andern für die Grundsätze der Ehre, so sie meiner Seele einprägten“. Und am 9. Januar 1788 schreibt er nach Wallerstein: „Die unerwartet lange Dauer meines Arrestes hat meine 80jährige Mutter (sie hatte erst 75 Jahre) aller meiner Vorstellungen ungeachtet, dergestalt in Unruhe versetzt, daß sie einen Consulanten in Stuttgart zu Rathe gezogen“. Das Haftverhältniß Wekhrin's änderte sich jedoch nach ein oder zwei Jahren, denn der Bruder des regierenden Fürsten, Graf Franz Ludwig von Oettingen-Wallerstein, hatte schon im ersten Jahre von Wekhrin's Gefangenschaft großes Interesse für ihn gefaßt (W. widmete ihm dafür schon 1787 einige sehr anerkennende Zeilen, Ungeheur XI, 316, Anmerk.) und bemühte sich fortwährend, seinen fürstlichen Bruder günstig gegen W. zu stimmen. Dieser, der regierende Fürst Kraft Ernst (geboren am 3. Aug. 1748, † am 6. Oct. 1802) war auch auf dem Gebiete der geistigen Cultur ein Fürst, von ihm heißt es „daß ihn die Liebe zu den Musen und alle Grazien des Geistes und des Herzens anbetenswerth machten“ (Ebeling S. 35). Er gab den Bemühungen seines Bruders nach und so kam es, daß W. in den nachherigen Jahren nur noch als Gast auf dem schön und romantisch gelegenen Hochhaus weilte, dessen frische Naturumgebung er in hyperbor. Br. II, 125. 128 preist und allen Dichtermalereien vorzieht.

Ueber Wekhrin's litterarische Thätigkeit im Anfang seiner Gefangenschaft berichtet die Gothaische gelehrte Zeitung 1787, S. 632: „Hr. Weckherlin darf in seinem Verhaftete seine Zeitschrift, Das graue Ungeheuer, fortsetzen. Von dem zehnten Bande desselben sind schon wieder zwei Hefte, nemlich 29. und 30. aus der Presse“. Da diese Nachricht vom 26. September 1787 ist, das erste Heft gedachten Bandes aber (Nr. 28) fast aus lauter fremden Beiträgen besteht (nur fünf sind Wekhrinisch), so muß man annehmen, daß W. die Nr. 28 noch in den letzten vier Monaten vor seiner Verhaftung, also Januar bis Ende April 1787, hat liefern können, die andern erst im September druckfertig gewesen dagegen schon in Hochhaus verfaßt sind. Die Grenze zwischen Balden und Hochhaus würde demnach in den zehnten Band des „Ungeheurs“ und zwar zwischen die Anfangs- und die darauf folgende Nummer desselben

(Heft 29) fallen. Nachdem W. noch die „hyperboreischen Briefe“ und die „Paragrafen“ herausgegeben hatte, verließ er im Winter 1791 auf 92 das gastliche Hochhaus, wo ihm die letzten Jahre unter sicherem Schutz und in angenehmen Verhältnissen verlossen waren. Die Angabe Jung-Stilling's in dessen „Lehrjahren“ (1804) S. 10—11, daß er, Jung-Stilling, den gefangenen W. beim Fürsten losgebeten habe, ist irrig, denn es steht actenmäßig fest, daß W. ohne Urlaub zu nehmen (so groß war also seine Freiheit!) von Hochhaus weggegangen ist. Er wollte in Ansbach eine Zeitung gründen und wenn das Unternehmen sich von Bestand gezeigt hätte, beim Fürsten um seine Entlassung bitten und seine Bibliothek abholen, kam aber nicht wieder zurück, weil er schon nach etwa zehn Monaten zu Ansbach starb.

Das Fürstenthum Ansbach-Baireuth war damals noch bei Lebzeiten seines letzten Herrschers an Preußen gefallen und der Hinterbliebene ansbachische Minister Hardenberg machte die ersten Einrichtungen für die neue politische Lage des Landes. W. reiste zwischen 1791 und 92 zwei Mal nach Ansbach (das erste Mal kam er am 25. December, das zweite Mal am 3. Februar daselbst an), wußte den Minister für sein Project einer Zeitung zu gewinnen und war im April und Mai 1792 in Frankreich, um Correspondenten anzuwerben. Am 15. Juni erschien er wieder in Ansbach, gab jedoch erst vom 1. August an seine Zeitung als „Ansbachische Blätter“ heraus. Er vertraute auf den Schutz des Ministers, als dieser aber Mitte September einmal nach seinen Besitzungen, dem Schlosse Hardenberg bei Göttingen und den erheiratheten Reventlow'schen Gütern in Dänemark verreist war, gelang es einem ansbachischen Gegner Wekhrin's (Schlichtegroll sagt ausdrücklich S. 262. daß es nur eine Person war) allmählich eine Opposition gegen W. in Scene zu setzen: der Erfolg bewies, daß dieser Gegner einer Classe angehörte, die auf den gemeinen ungebildeten Mann Einfluß auszuüben gewohnt war. Er erfand und verbreitete das Gerücht, die Franzosen seien im Anmarsch und W., ihr Correspondent, habe die Stadt an sie verrathen. Diese Ausstreuung that ihre gute Wirkung, ein Haufe aus der niedrigsten Volksclasse sammelte sich vor Wekhrin's Hause, drang hinein, schimpfte ihn Verräther und mißhandelte ihn persönlich. Die Tendenz der Anzettlung war wol nur gewesen, den W. aus Ansbach zu vertreiben, die Sache kam aber anders: der schon lange an Gicht leidende Mann wurde in nicht wieder zu beschwichtigende Aufregung versetzt, die Gicht trat zurück und tödtete ihn ein paar Tage später, Sonnabend den 24. November 1792. Ueber diese letzten Tage Wekhrin's waren Irrthümer verbreitet, von denen man jetzt meist zurückgekommen ist. Moser's Sammlung gibt nämlich an, W. sei in Arrest gebracht, dann unschuldig befunden worden, indeß nachher aus Verdruß über die erlittene Gefangenschaft gestorben. Ritter v. Lang, der übrigens erst 1799 nach Ansbach kam und sich muthmaßlich bei der Geistlichkeit insinuiren wollte, dehnt dies gar dahin aus, als sei W. im Gefängnisse gestorben und der spätere Oertel spricht es ihm getreulich nach. W. ruht auf dem St. Johanniskirchhofe zu Ansbach (demselben, der später auch Kaspar Hauser aufnahm) und war Montag, den 26. November mit einem „Frühsermon“ bestattet worden. Seine damals 80jährige Mutter, die am 16. Juli 1783 wiederum verwittwete Amtsschreiberin Heuglin zu Ludwigsburg hat ihren Sohn um fünf Jahre überlebt, sie stand am 27. Febr. 1797 bei der Taufe eines Enkels Gevatter, starb aber noch im nämlichen Jahre.

In Wekhrin's Nachlasse zu Hochhaus fanden sich 74 Exemplare des „Pips“, welche confiscirt wurden. Ein Exemplar der Broschüre ist noch heute bei den Oberamtsacten vorhanden, eine Beschreibung des Inhaltes s. bei Böhm in seiner Schrift: Ludwig Wekhrin (1739—1792). München 1893.

Wenn wir uns Wekhrin's Lebensgang betrachten, so müssen wir uns wundern, daß er, obgleich der akademischen Bildung ermangelnd, doch durch eigene Kraft sich

soweit emporgeschwungen hat, den Besten seiner Zeit zur Seite zu stehen und großen, langdauernden Einfluß auf sein Jahrhundert auszuüben. Indessen tritt doch der Mangel des Besuchs einer Universität bei ihm in folgenden Punkten hervor: erstens darin, daß er in der Zeit, wo er die Universitätskenntnisse hätte sammeln müssen, schon nach Frankreich und an die französische Litteratur gerieth, die ihm deshalb eine Art Vorbild wurde. Dann zeigte W. sein ganzes Leben hindurch eine gewisse Unentschiedenheit bei Sachen, die nicht mit seinen Hauptansichten zusammenhängen; so nahm er es z. B. dem Seefahrer Cook übel, daß er den Frieden von Inselvölkern durch seine Besuche störe, nachher widerrief er es, als er den Nutzen von Entdeckungsreisen erkannt hatte. Auch bei vielen sonstigen Gegenständen läßt sich bemerken, daß er gern dem Für und Wider einen Platz einräumte, ohne selbst mit einer Entscheidung alsbald dazwischen zu treten. Auch zeigt W. einen übergroßen Respect vor der Metaphysik, weshalb dann, gewiß später zum Nachtheil seiner Journale, viele solcher Einsendungen bei ihm Ausnahme fanden. Freilich wurde ihm gerade durch dergleichen Mängel möglich, selbst in Kreisen, die seinen Anschauungen ferne standen, gelesen zu werden und eine gewisse Unbefangenheit vor dem Publicum zu bewahren, die die Zahl seiner Abonnenten vermehrte. Seine Tendenz als Aufklärer suchte er aber dennoch zu wahren, in allen Hauptfragen ist seine Gesinnung unzweifelhaft. Er strebte auch äußerlich auszudrücken, daß man bei ihm keine gewöhnliche Unterhaltung zu gewärtigen habe, sondern auf Dinge gefaßt sein müsse, die dem Publicum nicht geläufig seien, ihm vielmehr seltsam erscheinen müßten. Zu dem Zweck veränderte er schon seinen Namen Weckherlin in das ganz ungewöhnliche, fast nicht aussprechbare „Wekhrin“, ferner nannte er sich als Herausgeber des grauen Ungeheurs gerne einfach „das Ungeheur“, endlich that er die von Weber S. 26 ganz mißverständene Aeußerung „daß er mit krankem Kopfe schreibe“. Das Publicum sollte nämlich denken: „wer schon so verständig oder vernünftig mit krankem Kopfe schreibt, wieviel besser noch würde der schreiben, wenn er einen unerkrankten Kopf hätte“. Oder soll gar „kranker Kopf“ hier soviel bedeuten als „nichtstudirter“?

Eine Charakteristik der Wekhrin'schen Schriften sowie seines Systems ist von Ebeling S. 61—92 seines Buches erschöpfend gegeben worden, worauf wir verweisen. Wir begnügen uns, hier ein paar vereinzelt Bemerkungen zu machen. In den Chronologen wiegt noch die französische Lectüre vor, hier ist mehr W. selbst und weniger Beiträge von Andern. Die „Göldin“, welche zu Glarus justificirt wurde, hieß Gold, Göldin ist das umgelautete schweizerische Femininum. Das Ungeheur hat wol seinen Namen davon, daß einmal sieben Schwaben ausgezogen sein sollen, ein erschreckliches Ungeheuer zu bekämpfen, durch die Benennung sollten also etwaige Angreifer des Journals von vornherein in ein lächerliches Licht gesetzt werden, wozu wol noch kommen mag, daß in Wekhrin's Erziehungsorte, der Stadt Ludwigsburg, „Ungeheur“ noch jetzt als Familienname begegnet; grau aber war die Farbe des Umschlags, in welchen die Nummern geheftet waren (s. Ungeh. III ganz am Ende). In I, 108 ist dem Verf. verborgen geblieben, daß man den Namen Marchiali wählte, um unbefugte Kritiker auf den Namen Matthioli hinzuleiten und dadurch auf eine falsche Spur zu bringen, der letztere Name enthält nämlich in der Anfangssilbe den Evangelisten Matthäus, ersterer den Namen Marcus. In den hyperboreischen Briefen ist I, 23 u. f. „Xixapizlism“ die Orthodoxie des preußischen Religionsedicts, nach dem Namen Apitz, der ein fanatischer Kaufmann zu Berlin war. Jalocin ist der umgekehrte Name Nicolai, Cambilfon (I, 119) scheint dasselbe zu sein. Intichparin sind die Illuminaten (= nicht in pari d. h. unter dem Nennwerthe). In der Salm'schen Sache (I, 101) ist zu bemerken, daß W. sowol Aufsätze gegen sie (Ungeh. XII, 245) wie für sie (Hyperb.

Br. I, 101 und IV, 183) aufnahm, daß aber letzteres wol seine eigentliche Meinung gewesen sein muß, weil W. durch seinen Lebensgang die vornehmern Kreise als die eigentlichen Träger der Bildung hatte schätzen lernen. Das Wort „Ungepunz“, was bei W. manchmal vorkommt (z. B. Hyperb. Br. I, 128, 226, Burlin bedeutet den in einen Bauer verwandelten W.), ist kein schwäbischer Provinzialismus, sondern wol durch die v. Murr'sche Scherzschrift „*Laudatio funeralis in obitum M. Andreae Unkepuz, poetae laureati, ludimagistri et hypodidaskali in Bopfinga*“ (Nürnb. 1763) veranlaßt.

Zu den Mitarbeitern Wekhrin's, die bei Ebeling, S. 33—34 genannt sind, mag auch Franz Xaver Bronner gehört haben, denn wir wüßten keinen Andern, der die Apotheose des Hrn. Ludwig Rößle (Ungeh. XII, 300) könnte eingeschendet haben, aus Bronner's Lebensbeschr. III ist ja bekannt, daß er den|geistlichen Rath Rößle vorzüglich auf dem Korn hatte. Den Abschnitt über das Tübinger Stift (Ungeh. III, 294) dürfen wir wol dem Einflusse des Stiftlers Christian Friedr. Weckherlin zuschreiben, dessen Person W. dadurch unkenntlich zu machen suchte, daß er eine Philippika gegen die „Schreiber“ d. h. die weltlichen Beamten anhing. Der Aufsatz Hyperb. Br. I, 130 ist der einzige, von dem sich mit einiger Sicherheit sagen läßt, daß er dem fuldaischen Arzte Weikard (das. I, 56) angehöre. Ein weit ergiebigerer Mitarbeiter war der Justizrath von Knoblauch in Dillenburg (s. A. D. B. XVI, 307), obgleich dessen Bekanntschaft mit W. erst von der Mitte des grauen Ungeheurs an datirt. Diesem Mitarbeiter gehören die Aufsätze über Faunen und Satyrn, Erinnerungen an Scenen der griechischen Mythologie (z. B. Endymion), die Aufsätze über Mirakel (hier siehe Schlichtegroll in Wekhrin's Nekrolog S. 258), über Testamente und Naturrecht, die Polemik gegen Dr. Leß, über die Nothwendigkeit der Holzzucht gegenüber den Aufstellungen der Physiokraten, streng philosophische Deductionen über Grundursachen der Dinge, das Lob Vaniere's (d. h. subjectiv gefaßte Abklänge von Virgil's Georgika) u. s. w. an. Im Ungeheur müssen ihm zugeschrieben werden (wir geben nur die allergewissesten an): VIII, 152, 186, 209; IX, 71; X, 103; XII, 115 (an dieser Stelle tritt die Eigenschaft Knoblauch's als Bergrath hervor). In den hyperb. Briefen: I, 95, 150, 309; II, 87, 112, 121 (Brief, S. 125 Wekhrin's Antwort), 130, 181; III, 46, 137; IV, 111, 178, 248; V, 148, 211, 231; VI, 73, 77, 86, 335. In den Paragraphen: I, 43, 164, 206, 228, 292; II, 81. Weber fragt S. 27 seines Buchs: „wer wol der Anonymus gewesen sein mag, dessen Beiträge (nach Wekhrin) oft besser sind als Wekhrin's eigene?“ Es war der Justizrath von Knoblauch, der ihm einestheils wegen Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die er einschickte, wichtiger geschienen haben muß als Reinhold mit seinen bloß philosophischen Artikeln, andernteils ihm mit seiner kurzen und scharfen Dialektik imponirte, die bei W. bekanntlich nicht sehr zu finden ist. Uns will es scheinen, als ob Reinhold, der stete Arbeiter im Deutschen Merkur, nicht sehr viele Artikel an W. könnte geliefert haben, ein Unterscheidungszeichen derselben von denen Knoblauch's würde darin bestehen, daß die Reinhold'schen durchgängig im Sinne der Kant'schen Philosophie, die Knoblauch'schen dagegen immer antikantisch, oder wenigstens nichtkantisch sind.

W. war angelegentlich bemüht, sich Abonnenten in Norddeutschland zu suchen. In der Gegend von Göttingen mußte er freilich damit anfangen, eine Vertheidigung des Superintendenten Ziehe in Clausthal, von einem geistlichen Freunde desselben eingeschickt, in die Chronologen aufzunehmen, nachher folgte im Ungeheur etwas Besseres, nämlich G. A. Bürger's Vertheidigung gegen die Anschuldigungen seines Gerichtsherrn. In Halle machte er sich Freunde dadurch, daß er sich des Naturforschers Forster gegen England annahm, wogegen man in dem mit England verbündeten Kassel wegen derselben Sache gegen ihn polemisirte. In Berlin hatte das seinwol-

lende Oberhaupt der preußischen Aufklärung, Nicolai, von dem Minister Wöllner früher landwirthschaftliche Artikel für seine „Deutsche Bibliothek“ empfangen und wurde darum von jenem auch nachher auffallend geschont, dafür mußte Nicolai gegen hervorragende Aufklärer sich ins Zeug legen und es bildete sich so ein zahlreicher Aufklärerkreis, der von Nicolai sich abwendend theils in der „Berliner Monatsschrift“ seine Befriedigung suchte, theils mit dem Auslande in Verbindung trat. Daß von Berlin aus mit W. correspondirt wurde, sieht man aus dem verdrießlichen Tone, mit dem Nicolai immer des Ungeheurs u. s. w. in seiner „Bibliothek“ Erwähnung thut. In Gotha wird W. stets auf ehrenvolle und auszeichnende Weise genannt. In Osnabrück und Hannover begann etwa von der Zeit des Ungeheurs an Rehberg als aufklärendes Element zu gelten, er hatte jedoch die Eigenthümlichkeit, immer als Verkleinerer der Pläne und Absichten Anderer auszutreten, sodaß er dem Journalismus Wekhrin's schwerlich genützt haben wird. In Marburg war der Arzt und Professor Baldinger das Haupt der dortigen Ausklärung, die damals durch den rosenkreuzerischen Universitätscurator Philipp Franz von Fleckenbühl (Strieder IV, 133) auf längere Zeit bedrängt wurde; dieser hatte nämlich den Zeloten Endemann, der durch seine zwei Gutachten in der Sache des Predigers Winz noch heute unvortheilhaft glänzt, als ersten Professor der Theologie nach Marburg gebracht, ferner chicanirte er den duldsamen Professor der Theologie Pfeiffer aufs äußerste (sein Tod wird ihm schuld gegeben), bewog den Landgrafen von Hessen die Kant'sche Philosophie zu verbieten u. s. w. Diese und andere Maßnahmen wurden durch Baldinger immer richtig zur Kenntniß der ganzen Welt gebracht und es geschah über die Culturzustände Hessen-Kassels ein allgemeines Schütteln des Kopfes, sodaß wenigstens die Kant'sche Philosophie, wenn auch mit Einschränkungen wieder zugelassen werden mußte. Dieser Baldinger war es auch, der den Justizrath von Knoblauch in Dillenburg und den Arzt Weikard in Fulda Wekhrin's Journalen zuführte.

Was die „Ansbachischen Blätter“ betrifft, die W. zuletzt herausgab, so ist ein Exemplar derselben, wahrscheinlich das einzige überhaupt noch vorhandene, im Besitze des Hrn. Landgerichtsdirectors Schnizlein zu Ansbach, die Beschreibung s. bei Böhm in dessen schon erwähnter demnächst erscheinender Schrift. Es könnte auffällig erscheinen, daß unser W. mit dem früher in seiner Nähe wohnenden und im Christenthum stark neologisirenden Joh. Wolfgang Brenk damals nicht in Berührung gekommen ist, aber dieser sich immer mehr in den jüdischen Buchstaben eintauchende und ascetisch denkende Mann konnte den in den verschiedensten Richtungen belebten, nach Weltbildung strebenden und sie wieder ausstrahlenden W. unmöglich anmuthen.

W. war in Schwaben so populär, daß seine Bildnisse in Oel noch 1823 im Rieß in den Häusern hingen (s. Weber S. 22). Das Interesse an seinen Schriften lebte auch nach seinem Tode fort, man sieht das an den vielen Büchern, die W. theils wirklich nachahmten, theils sich durch Wekhrin'sche Titel zu empfehlen suchten. Etwa 1795 erschien zu Strasburg (von A. G. F. Rebmann) „Das neueste graue Ungeheuer“, 1796 in Altona (von H. Würtzer) „neue hyperboräische Briefe“, ebenda (aber wahrscheinlich Frankfurt a. M.) 1796 „Paragrafen aus Wekhrin's Nachlaß“. v. Knoblauch ward durch das W. zugeschriebene Taschenbuch der Philosophie (aus das Jahr 1783) zu seinem „Taschenbuch für Aufklärer und Nichtaufklärer“ (anonym 1791) veranlaßt, Bellotti ahmte in seiner „Reise nach dem Kürbißlande“ (1781—83) sowie Rebmann in seinen „Wanderungen und Kreuzzügen“ (Leipz. 1795—96) den Anselmus Rabiosus nach, beide unter letzterem Namen.

•

○ **Literatur**

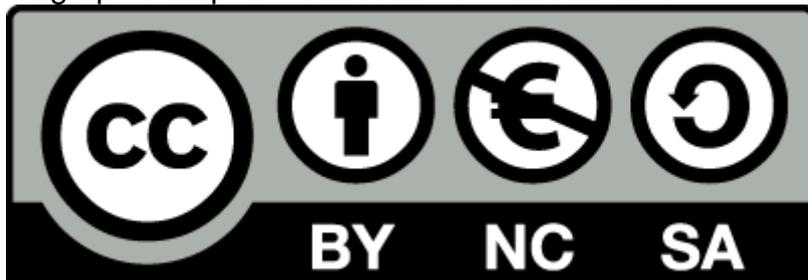
Ueber W. bestehen außer der Böhm's zwei Monographien: (C. J. Weber) Der Geist Wilh. Ludw. W.'s von Wekhrin junior, Stuttg. 1823. Dies Buch ward seither von einer Seite wegen der gespickten Vorrede über eine Recension, von einer andern aus Mißbehagen, daß Wekhrin's Andenken erneuert wurde, vielfach angefeindet. Dr. F. W. Ebeling, W. L. W., Leben und Auswahl seiner Schriften, Berlin 1869. Dieser Schriftsteller hat W. aus der früheren noch wenig tiefen Betrachtung zu einer würdigeren Stellung erhoben. An sonstiger Litteratur ist nennenswerth: Moser's Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer nebst kurzen Biographieen, 11. Heft, Nürnberg 1793. Die über W. (von Ludwig Schubart) macht zuerst auf ihn aufmerksam, ist aber nach Hörensagen gefertigt und die Grundlage aller später über ihn nachgeschriebenen Irrthümer und Ungenauigkeiten. Schlichtegroll's Nekrolog, Supplementband, Gotha 1798, Theil 1. Dieser Aufsatz hat bloß die Tendenz, zu dem bei Moser allerhand Neues hinzuzubringen. Gottfried Böhm im Nördlinger Anzeigebblatt, 3.—5. Januar 1887 behandelt Wekhrin's Aufenthalt in Nördlingen. Die beiden Bücher Eberhard's v. Georgii-Georgenau: Fürstl. Württembergisch Dienerbuch vom 9. bis zum 19. Jahrh., Stuttg. 1877, und: Biographisch-geneal. Blätter aus und über Schwaben, Stuttg. 1879 sind durchgesehen, ebenso C. F. W. Huber, Stammbaum der Familie Wekhrin, Stuttg. 1857, ein in unsrer Sache nicht vollständiges Büchelchen. — Dazu sind benutzt: Gefl. Mittheilungen der hochfürstl. Oettingen-Wallerstein'schen Domanialkanzlei, insbesondere der Herren Kanzleidirector Leuchtweis und Kanzleirath Schilling (in umfangreicher Weise), des kgl. Universitätsrectorates Tübingen und des kgl. Stifts-ephorates daselbst. Gefl. Mittheilung von Nachrichten durch Hrn. Landgerichtsdirector Schnizlein zu Ansbach, Hrn. Pfarrer Dr. Camerer zu Bothnang, Hrn. Stadtpfarrer Paul Lang in Ludwigsburg, Hrn. Pfr. Krauß in Obereßlingen.

- **Autor/in**

Knoblauch v. Hatzbach.

- **Empfohlene Zitierweise**

Knoblauch zu Hatzbach, von, "Wekherlin, Wilhelm Ludwig" in: Allgemeine Deutsche Biographie 41 (1896), S. 645-653 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118806580.html#adbcontent>



· Deutsche Biographie ·